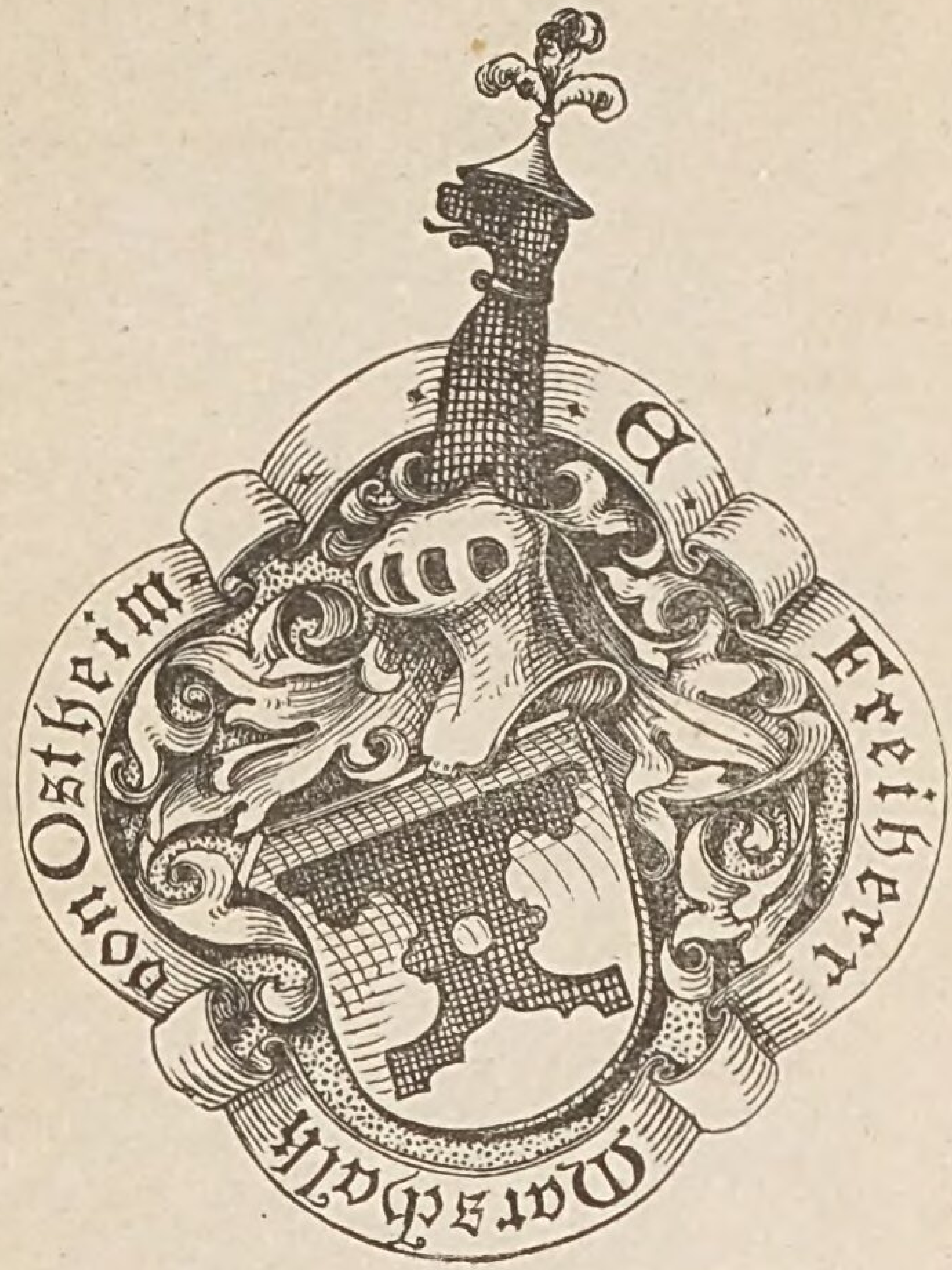

Freiherr Marschalk von Ostheim

Denkwürdigkeiten eines Royalisten.

Zweiter Band.

Denkwürdigkeiten
eines Royalisten.

Von

Hermann von Scharff-Scharffenstein.

Zweiter Band.

Berlin:
Verlag von F. A. Herbig.
1859.

Erste Abtheilung.

Die Präexistenz und die Seelenwanderung. Herzog Wolfgang Wilhelm reist zum Gerichtstage. Die vortrefflichen Seeligen. Das rothe Buch und das Oplader Ritterrecht. Die Kaiserin Anna. Der Kaiser Mathias. Der Hradschin. Kardinal Clesel. Die beiden von dem Werder. Huc usque luctus meus. Eine Prophezeihung von Johannes Keppler. Rudolph II. Die Adepten. Der Zauberspiegel. Cecidit corona capitis mei.

Hast du vielleicht schon, sprach die Großtante am nächsten Sonntage zu der Großmutter, von der sogenannten „Präexistens“ sprechen gehört? Also nennt man das Dasein der menschlichen Seele vor Erzeugung des Körpers, zufolge der Meinung, Gott habe vor der Gestaltung der Welt alle Seelen zugleich erschaffen, welche dann erst bei der Erzeugung oder Geburt mit den menschlichen Leibern verbunden würden. Die Aegypter, Chaldäer, Cabbalisten, unter den Griechen Pythagoras und Platon, behaupteten diese Präexistenz. Mir selbst

aber ist es im Leben oft vorgekommen, als ob meine Seele irgend Etwas, was ich erlebte, viel früher einmal schon ebenso durchlebt habe. Ja sogar Dinge und Ereignisse von denen ich sicher bin, daß ich sie weder gesehen, noch erfahren, dünken mir oft ganz bekannt und es kommt mir vor, als ob ich sie selbst erlebt hätte. Dies scheint aber darauf hinzudeuten, daß die Seele in ihrem Zustande der Präexistens keineswegs ruhelos daliegt, sondern jedenfalls einem Körper inne wohnt: sei es nun, wie die alten Indier glaubten und wie selbst auch die Griechen annahmen, daß sie vielleicht, bevor sie in die edle menschliche Hülle getreten, verschiedene andere Phasen durchgemacht, das heißt: in einem Hunde oder einer Katze verweilt habe, oder mit einem zwitschernden Vogel unter buntester Hülle auf der ganzen Erde umhergeflattert sei. Immer anziehend bleibt die Idee der Präexistenz, gleichwie die der Seelenwanderung. Wie hübsch ist der Gedanke schon einmal in irgend einem Individuum der Vorzeit da gewesen zu sein, oder gar noch einmal wieder zu kommen. Es ist auch wohl für Manchen nicht ohne praktischen Nutzen, wenn er die Aussicht hat, daß seine Seele nach einem in niedern Lüsten durchschwelgten Leben später in ein Schwein fahren kann, und manches eitle Dämchen würde es sehr erschrecken, wenn sie annehmen dürfte,

daß ihre Seele aus dem Toilettenzimmer etwa zur Züchtigung ihrer Eitelkeit einmal in einen Pfau fahren müßte. Der Schwelger und der Lüstling könnte sich auch damit entschuldigen, daß seine Seele früher vielleicht in unsauberer thierischer Hülle geweilt habe und der Tyrann dürfte wohl gar annehmen, daß seine Tigerseele vordem diesem Raubthier zu eigen gewesen sei. Die Lehre von der Präexistenz und von der Seelenwanderung wird sich jedoch in den Augen eines denkenden Christen nie über den Werth eines Traumes erheben, den ihm sein Glaube an die ewige Fortdauer im Reiche Gottes durch eine völlige befriedigende Wirklichkeit ersetzt.

Wie dem auch sei: es ist und bleibt etwas Eigenthümliches, daß wir uns oft ganzer herrlicher Lebensbilder so wahrheitsvoll erinnern, als hätten wir sie selbst gesehen und durchlebt. So aber ging es namentlich in früheren Jahren deiner alten Großtante. Hatte mir Fräulein von dem Bongart, oder sonst Jemand eine Geschichte aus der alten Zeit erzählt, so kam es mir oft vor, als ob mir dieselbe schon längst ganz bekannt, als ob ich mit dabei gewesen sei. Je mehr ich aber darüber nachdachte, je mehr vergegenwärtigte sich mir das Ereigniß und die Bilder, so daß ich am Ende oft fest glaubte, Alles selbst gesehen und miterlebt zu haben.

Jetzt aber wollen wir zum Hofe Wolfgang Wilhelms zurückkehren, fuhr Christiane Höninghaus fort, und sehen, wie es dort ferner zugegangen und was nach der Abreise der jungen Brandenburgischen Herrschaften, die andern Tages unter Versicherung beiderseitiger Freundschaft erfolgte, sich Bemerkenswerthes begeben und von dort ausgeführt worden ist.

Kaiser Mathias, ein geistig unkräftiger, aber intriguanter Herr, dessen Krönung der Kurprinz Georg Wilhelm von Brandenburg in Frankfurt beigewohnt, hatte wesentlich dazu beigetragen, daß sein Bruder Rudolph II., den wir bereits aus der Geschichte der unglücklichen Herzogin Jakobea, als einen wenig energischen Herren, kennen gelernt haben, schon am 10. Januar 1612 im kaum vollendeten sechszigsten Lebensjahre verstorben war. Mathias hatte ihm vor und nach sowohl die östreichische, als auch die ungarische und die böhmische Krone abgedrängt. Von allen seinen Kronen war ihm nur die Kaiserkrone geblieben, und der Bruder sann darauf, ihm dieselbe bei Lebzeiten auch noch zu rauben, als der Tod seinen Leiden, er war in der letzten Zeit fast schwachsinnig geworden, ein Ende machte.

Kaiser Mathias war kaum von seiner Krönung in Frankfurt wieder nach Hause gekommen, als er auch alsobald daran dachte die Ansprüche des Reiches an

die jülich-clev'sche Erbschaft zur Geltung zu bringen. Er ließ deßhalb von Prag, wo er residirte, bereits am 1. August 1616 einen Gerichtstag ausschreiben, bei welchem sich sowohl die possedirenden Fürster, als auch alle übrigen Prätendirenden persönlich in Prag einfinden sollten, und wo er zu Recht über alle Erbansprüche erkennen würde.

Herzog Wolfgang Wilhelm, bauend auf sein gutes Recht, und wohl wissend, daß persönliches Wirken stets mehr nützt, als alle Gesandten und Vermittler, hatte sich trotz der Bitten seiner Gemahlin auch entschlossen demselben persönlich beizuwohnen. Damit dies aber mit dem gehörigen Anstande und geziehmender Würde geschehen möge, hatte er sich aus seinem Hofstaate die besten Namen und tüchtigsten Leute erwählt. Sein Gefolge bestand aus mehr als dreißig Personen.

Als Kämmerer begleitete ihn der nachherige Großhofmeister und Gouverneur von Düsseldorf: Franz von Spiering, Herr zu Tüschenbroich und Sevenaer, aus einem alten bergischen Geschlechte, so wie der Freiherr von Königsfeld und Herr von Wippening. Sechs Pagen aus den edelsten Familien reisten ebenfalls mit. Die Kammerpagen Adolph Winand von Hochkirchen, aus jülich'schem Hause, und Johann von Dalwigk zu Unterbach trugen

auf der Brust ihres reichen grünen, goldbordirten Rockes ihr Wappen kunstvoll von der Hand einer Hofdame in Gold, Silber und bunte Seide gestickt. Das des Hochkirchen stellte einen Mann in goldenem Mantel mit blauem Kreuze dar, während der Dalwigk je vier weiße und vier rothe Rosen über zwei Büffelshörnern auf der Brust trug.

Als geheimen Secretair hatte der Herzog den Schreiber Althofen, einen geborenen Düsseldorfer, mitgenommen und wahrlich nicht Ursache, sich über diesen kaum zwanzigjährigen jungen Mann zu beklagen; denn derselbe war ein Muster von Pünktlichkeit, Redlichkeit und Verschwiegenheit und ist eben deßhalb auch wohl später vor und nach zu der hohen Stelle eines bergischen Kanzlers gelangt.

Wolfgang Wilhelm hatte die kluge Politik fast nur Berger oder Jülich'sche Herrn und Leute in seine Dienste zu nehmen. Sogar die Lakaien aus Neuburg ließ er „absterben", oder sandte sie nach Neuburg zurück, wo er zuweilen, wegen seiner dortigen Lande sich aufhielt und stets einen eigenen Hofhalt aufrecht ließ. Die Herzogin Magdalena hatte ebenfalls außer ein paar Mägden, oder wie man sie damals bei Hofe nannte „Kammermenschern", alle bayerischen Diener nach Hause entlassen müssen.

Der Kämmerer Franz von Spiering war ein höchst gebildeter und wohl erzogener Edelmann, und als Knabe Page bei der Herzogin Anna von Neuburg gewesen. Er mochte um jene Zeit des Gerichtstages zu Prag etwa zweiunddreißig Jahre alt sein. Einige Jahre später ward er, obwohl verheirathet und mit seiner Frau, einer geborenen von Ruland, höchst glücklich, ein Verehrer der als junges Mädchen wohl sehr hübschen Jakobea Odilia von dem Bongart und sie hatte alle Nachrichten über seine Reise nach Prag und seine späteren Reisen mit dem durchlauchtigsten Herzoge Wolfgang Wilhelm nach Brüssel und dem Haag von ihm selbst erfahren. Sein Bruder, Goswin von Spiering, der gleichfalls Page am Neuburger Hofe, war auch ebenfalls ein Anbeter des Hoffräuleins gewesen. Natürlich war diese Anbetung stets innerhalb der Grenzen des Anstandes geblieben und Fräulein von dem Bongart bedauerte nur immer ganz aufrichtig, „daß beide verheirathet gewesen, als sie ihr die cour gemacht und mit verheiratheten Männern doch nichts anzufangen sei."

Ueberhaupt haben mir die Verheiratheten stets den Hof gemacht, fuhr sie fort, da ich aber die Wittwer en horreur habe, von wegen der „vortrefflichen Seligen", so habe ich mich nie zu etwas entschließen können,

obwohl man „in Stadt und Land" jeden Augenblick einen neuen Wittwer für mich in petto hatte und mich sogar dann und wann auch mit noch unverheirathet gebliebenen Edelleuten Braut sagte.

Doch davon später einmal, sprach das alte Hoffräulein. Die Bekenntnisse einer schönen Seele sind langweilig, wenn man Besseres haben kann. Ich will euch, liebe Jungfer Höninghausin, nun erzählen, was mir der gute Spiering, der jetzt (1703) auch schon ungefähr vierzig Jahre todt ist, über die Reise unsres gnädigsten Herzogs und Herrn nach Prag berichtete und was der junge Dalwigk, damals Page und als ich Hoffräulein wurde, Offizier der Herzoglichen Leibgarde, mir davon erzählte.

Ehe Herzog Wolfgang nach Prag abreiste, gebrauchte er noch die Vorsicht, die angesehensten Edelleute der Herzogthümer Jülich und Berg zu sich zu bitten und ihnen mit Handschlag das Fest- und Aufrechthalten ihrer alten Privilegien, welche das rothe Buch oder Oplader Ritterrecht enthält, nochmals feierlichst zuzusagen. Dieses rothe Buch, welches die auf Pergament geschriebenen Rechte der Landtagsgüter, das heißt derjenigen Güter enthält, die landtagsfähig sind und den Edelleuten ungewöhnliche Vorrechte giebt, war unter Herzog Adolph I., als Graf der Neunte, da-

mals entstanden, als er schwer verschuldet außer Landes gegangen war und viele Ritter sich aufgemacht hatten „ihn wieder heim zu holen“ und seine Güter einzulösen. Aus Dankbarkeit hatte der kraftvolle aber verschwenderische und prunkliebende Fürst ihnen dieses besondere Ritterrecht verliehen, was denn auch alle Herzöge bisher beschworen und aufrecht erhalten haben.

Nachdem dies geschehen und der Herzog sich von seiner geliebten Gemahlin beurlaubt, auch seinen kleinen Sohn: Philipp Wilhelm, nochmals in seine Arme geschlossen hatte, trat er mit dem stattlichen Gefolge die Reise nach Prag an, wo er am 16. August 1616 anlangte.

Kaiser Mathias empfing den erlauchten Fürsten, welcher ihm durch Familienbande vielfach angehörte, mit scheinbar großer Freude und belobte ihn sehr, daß er so pünktlich seinem Willen nachgekommen sei. Dann stellte er ihn, nach einer zweiten feierlichen Auffahrt, seiner jungen Gemahlin, einer Prinzessin aus österreichischem Stamme, vor. Dieselbe war die Tochter des Erzherzogs Ferdinand, des Gemahls der schönen Philippine Welser, aus dessen zweiter Ehe mit einer Prinzessin von Mantua. Die Kaiserin Anna, so hieß sie, war kaum sechsundzwanzig Jahre alt, während ihr erlauchter Gemahl bereits mehr als noch einmal

so viel Jahee zählte. Sie war eine hübsche stattliche Person und hatte den „Mantuanischen Blick“ das heißt: ihre schwarzen Augen rollten lebhaft und feurig im Kopfe umher und hafteten mit Wohlgefallen auf schönen Männern. Ihr Teint war bräunlich, ihre Nase mehr abgestumpft als gerade, die starken Lippen ihres kleinen Mundes rosenroth und ihre Zähne elfenbeinweiß. Ihr schwarzbraunes reiches Haar trug sie nach oben rund um den Kopf in einen einzigen Wulst aufgekämmt, darinnen funkelte der Schmuck ihrer verstorbenen Stiefmutter, den ihr Erzherzog Ferdinand, da seine geliebte Philippine ihm nur Söhne geboren, theilweise als Brautschatz mitgegeben hatte. Die herrlichen Perlen von der Größe einer Haselnuß, waren von Bartholomäus Welser, dem Großvater der Philippine, selbst aus Südamerika, wo die reichen Augsburger einen ganzen Strich Landes besaßen, mitgebracht worden. Ihr spanisches Kleid war von dunkelblauem Sammet und reich mit Perlen und edlen Steinen bedeckt. Eine dichte Spitzenkrause von schönstem Brüss'ler Gewebe umschloß ihren Hals.

Daneben stand der Kaiser, klein, alt und gebrechlich und lächelte mit schlauer Miene bald auf die schöne Gemahlin, bald auf den stattlichen in Manneskraft noch

blühenden Wolfgang Wilhelm blickend. Mathias hatte, ohne gerade unschön zu sein, etwas Unangenehmes in seinen Zügen, die übrigens ziemlich edel waren. Dieses Unschöne bestand in dem Lauernden seiner blaugrauen Augen, die unter weißen Brauen tückisch hervorblinzelten. Seine Nase war regelmäßig geformt, wie dies gewöhnlich bei den Habsburgern zu sein pflegte, und wie die Karls V. stark gebogen. Darunter zeichnete sich scharf und wohlgedreht der weiße Schnurr- und Knebelbart. Seine Haut hatte etwas Verwittertes und war gelblich, wie die seiner Mutter, der spanischen Maria, der Lieblingstochter Kaiser Karls V. Er sollte vor seiner Vermählung, die erst am 4. Dezember 1611 erfolgt war, vielfach gelebt und geliebet haben. Großen Einfluß hatte bis kurz vor seiner Ehe eine Maitresse mit Namen Susanna Wachter über ihn gehabt. Sein einziger Wunsch seit seiner Vermählung war der, mit der Kaiserin noch Söhne zu zeugen, und so seinem Vetter Ferdinand, aus der Steiermark'schen Linie, einen argen Streich zu spielen. Leider sollte dieser fromme Wunsch durch Gottes Fügung nicht in Erfüllung gehen, obwohl er der schönen Mantuanerin nicht allein alle Freiheit ließ, sondern sie auch noch dazu ermunterte „den Cavalieren hold und gnädig zu sein". Man erzählte damals in Prag arge Dinge von der Kaiserin Anna,

die Herr von Spiering getreulich berichtete und die ich auch später dir erzählen will. Jetzt aber kommen wir auf die eigentliche Ursache der Reise des Herzogs zum Kaiser Mathias: auf den Gerichtstag. Derselbe hatte auf dem Hradschin, einem hohen Berge über Prag, in der alten Burg statt, welche bereits von Kaiser Karl IV. um 1333 erbaut worden war. Dieses alterthümliche Schloß besteht aus einem weitläufigen Complexe vielgestalteter Gebäude, welche den verschiedensten Zeitaltern angehören. Die vordere Facade ist im sogenannten gothischen Geschmacke mit zwei mächtigen Eckthürmen ausgestattet.*) Dicht daran stößt die Schloßkirche von Sankt Veit, welche ein herrliches Bauwerk des Mittelalters ist. Sie zeigt in ihrem Innern eine Menge der vortrefflichsten Gemälde, Kunstschätze und Denkmäler. Die reichornamentirten Fenster sind mit Glasgemälden versehen. Unter dem Boden der Kirche befinden sich in weiten Gewölben die Leichname der alten böhmischen Könige und vieler hohen Fürsten und Edlen. In der Burg ist der sogenannte Huldigungssaal, welcher mit kunstvollen Holzgetäfel versehen und mit reichen Teppichen geschmückt ist, besonders sehenswerth; dort

*) Die Kaiserin Maria Theresia ließ diesen Theil des Schlosses, welcher abgebrannt war, um 1756 gänzlich neu erbauen. A. d. V.

wurde auch der Gerichtstag*) über Jülich und Berg abgehalten.

Kaiser Mathias wollte dieser Feierlichkeit den Anstrich höchster Wichtigkeit geben und erhob sich dazu mit seinem ganzen Hofe. Die Hofchargen umstanden seinen Thron und seine Leibgarde bewachte die Thüren des Saales.

Er selbst fungirte dabei, auf hohem, alterthümlichen Throne sitzend, in Krone und Kaisermantel, mit Scepter und Reichsapfel. Neben ihm stand Cardinal Clesel, seine rechte Hand und allmächtiger Minister, ein magerer Herr mit kurzgeschorenem Haar, zierlichem Schnurr- und Kinnbart und auffallend breiten Backenknochen. Er trug den Purpur und den Hut des Kardinals, den er erst vor wenigen Monaten erhalten hatte. Hinter diesem aber gemahnte uns unlieb Graf Johann Georg von Hohenzollern, derselbe der in Düsseldorf gewesen und die kaiserliche Sequestrationsurkunde

*) Dieser Gerichtstag, von welchem die Großmutter mir erzählte und den ich auch in den Papieren der Urgroßtante weitläufig beschrieben fand, hatte, wie in dem Curiosen Geschichtskalender (Berliner Bibliothek P a No. 9705) erwähnt ist, wirklich am 19. August 1616 zu Prag statt. Eigenthümlicher Weise gedenken die Historiker desselben fast gar nicht und ist den neueren sogar der Ausdruck „Gerichtstag", welcher außer in den Scripturen der Christiane Höninghaus, auch im vorbezeichneten Geschichtskalender vorkömmt, sogar gänzlich fremd. A. d. V.

angeschlagen und den der Brandenburger in Cleve als liebwerthesten Vetter so fein heimgeschickt hatte. Neben diesem aber standen die Geheime Räthe Karl von Harrach und Graf Adam von Wallenstein, der Oheim des Friedländers. Hinter dem Stuhle des Kaisers gewahrten wir eine Person, welche unter dem unscheinbaren Titel eines Raths und Hofcavaliers den größten Einfluß auf ihn übte. Es war dies Don Ottavio Cavriani, ein Italiener und sehr gelehrter Herr. Er stand bereits in seinem einundachtzigsten Jahre und war noch immer rüstig und geisteskräftig. In früherer Zeit war er Erzieher des Kaisers Mathias gewesen, hatte ihm dann tüchtig gegen seinen Bruder Rudolph mitgeholfen und ihn endlich mit der Prinzessin Anna verheirathet, deren Mutter er auch schon als guter Mantuaner, denn er war in Mantua geboren, an Erzherzog Ferdinand gebracht hatte. Wolfgang Wilhelm hatte sich mit seiner gewöhnlichen Schlauheit an ihn gewendet und ihm eine sehr bedeutende Summe nicht gegeben, sondern nur versprochen, im Fall er den Kaiser veranlassen würde, ihn ohne Umstände mit Jülich und Berg zu belehnen.

Hinter Don Ottavio, den man noch immer nach alter am Habsburger Hofe für Fremde: Spanier und Italiener sehr gebräuchlichen Sitte „Don“ nannte, er-

schien in reichen Kostümen der ganze Hof. Die Gesandten der Possedirenden und der Prätendirenden standen oder saßen seitwärts auf der linken Seite. Es waren dies für Brandenburg der unvermeidliche Adam von Schwarzenberg. „Der Kurfürst ließe sich sehr entschuldigen meinte er, der lege an der Gicht und der Kurprinz sei erst eben in's Ehebett gestiegen.“

Kaiser Mathias nahm diese Gründe gnädig auf, um so mehr, da Schwarzenberg ihm privatim mitgetheilt hatte, daß Kurfürst Sigismund gesagt habe, daß der Kaiser sich „Cleve holen möge, falls er es begehre.“ Als vorsichtiger Politiker meinte der alte Mathias, er werde, wenn auch nicht zu Cleve, doch zu irgend einem Ersatz für die schönen Herzogthümer kommen.

Außer dem brandenburgischen Gesandten waren sowohl von Sachsen, als von Zweibrücken Abgeordnete erschienen, welche ebenfalls ihre Herren sehr entschuldigten. Karl von Burgau, der Sohn der Philippine Welser und der Stiefbruder der Kaiserin, war persönlich gekommen. Ebenso ein vornehmer fränkischer Herr: Franz von Gonzaga, Herzog von Nevers, welcher von Engelbert, einem Sohne Johann I., Herzogs zu Cleve und der Elisabeth von Nevers abstammte und deßhalb Cleve ansprach.

Letztere beide Herren saßen zur Seite Herzog Wolfgang Wilhelms, der auf der Rechten vom Kaiser seinen Sitz hatte. Hinter dem Herzoge erschien Herr von Spiering, die Kammerpagen von Hochkirchen und von Dalwigk, so wie die sechs andern Pagen. Unter diesen schaute mit klugen feingeschnittenen Zügen der fast noch im Knabenalter stehende Johann Heinrich von Nesselrode heraus. Ein junges Herrchen von sehr hohem Sinne, der immer stolz aussprach, daß seine Anherrn mit den Herzogen von Limburg und auch mit den alten Jülich'schen Herren verwandt gewesen. Er starb als deutscher Ordensritter, nachdem er sich in See- und Landkriegen ruhmvoll ausgezeichnet hatte, als siebenzigjähriger Greis um das Jahr 1671.

Nachdem alles in dem alterthümlichen Saale, der mit reichem kunstvoll eingelegtem Holzgetäfel versehen und durch prachtvolle, figurenreiche bunte Glasfenster erhellt war, feierlichst versammelt, erhob sich der Kaiser und hielt in deutscher Sprache eine Rede, woraus ganz deutlich hervorging, daß er wohl die Herzogthümer sich aneignen, mit denselben aber keinenfalls die Possedirenden ohne einen bestimmt vorgeschriebenen Revers von ihrer Seite zu belehnen gedachte. Diesen Revers, wonach sich der Kaiser große Vortheile bedingen wollte

und die übrigen Prätendirenden Abfindunssummen und sonstige Entschädigungen erhielten, laß Cardinal Clesel sodann in seiner ganzen Länge vor.

Herzog Wolfgang Wilhelm traute kaum seinem Gehör, als er das Rescript vernahm. Aber er faßte sich, wie gewöhnlich und sprach sich in ehrerbietigster Weise in der Versammlung dahin aus, daß er die Befehle des Kaisers in Betracht ziehen und sodann demselben unterthänigste Remonstration zu Füßen zu legen gedenke. Adam Schwarzenberg hielt eine salbungsvolle, nichtssagende Rede, worin nur von Gehorsam, Treue und Ergebenheit die Rede war und bemerkte schließlich, daß er das Gehörte dem Kurfürsten in Brandenburg vermelden wolle, der dann gewiß nicht verfehlen werde des Kaisers Willen nachzukommen. Die andern Herren und Gesandten gingen, als der Gerichtstag nun beendet, sehr vergnügt von dannen, denn sie hatten alle und jeder einige Aussicht auf Entschädigung gewonnen. Nur Franz von Gonzaga verzog sein schönes Gesicht, denn Mathias hatte ihm aufgegeben sich später etwa wegen seiner Clev'schen Erbschaft direct an Brandenburg zu halten, da seine Ansprüche nicht auf die vereinigten Herzogthümer, sondern nur auf Cleve Bezug hätten.

An demselben Abende aber gab der Kaiser den ho-

hen Herren und Gesandten in seiner Burg auf dem Hradschin ein prächtiges Banquet, welches mit einem Tanzfeste endigte. Mathias liebte, trotz dem Podagra, den Tanz außerordentlich und versuchte an jenem Abende selbst wiederum einen „wälschen Tanz" mit der Kaiserin. Es zeigte sich bei der Gelegenheit, daß der Kaiser sich mehr auf dergleichen, als auf Staats- und Reichsgeschäfte verstand. Dieses Fest verlief besser und machte mehr Eindruck, als der Gerichtstag. Sämmtliche hohe Herren gaben sich in den prachtvoll erleuchteten Räumen der Zerstreuung hin und selbst Wolfgang Wilhelm führte die schöne Kaiserin zum Reigen, obgleich ihm eigentlich gar nicht wohl zu Muthe war, weil er am Morgen erkannt hatte, daß Mathias nicht gesonnen sei, ihn, wie es Recht und Pflicht war, ohne Anstand mit Jülich und Berg zu belehnen.

Franz von Gonzaga, ein schöner, hochgewachsener Cavalier mit rabenschwarzen Locken und schwarzen Augen, machte der Kaiserin eifrigst den Hof, während Herr von Spiering sich unter den Hoffräuleins eine schöne Gräfin Trautson zur Gefährtin erkoren hatte.

Unterdessen mischten sich die bergischen Pagen unter die Zuschauer und Johann von Dalwigk, ein sehr aufgeweckter junger Mann von sechszehn Jahren, schloß bald mit einem kaiserlichen Kammerpagen gute Freund-

schaft. Derselbe wußte alle möglichen Hofvorkömmnisse und Anekdoten und war namentlich in Betreff der Kaiserin Anna unerschöpflich in Geschichten jeder Art. Eine der interessantesten blieb jedenfalls die, welche vor ungefähr drei Jahren vorgekommen sein sollte:

Gottfried von dem Werder, ein schlesischer Edelmann, war Page bei Kaiser Rudolph II. gewesen und hatte sich stets durch Talent für Musik und Dichtkunst ausgezeichnet. Er spielte die Geige und die Altviole, er schlug meisterhaft die Harfe und sang zum Entzücken. Dazu schrieb er schöne Verse in deutscher, lateinischer und italienischer Sprache. Aber er war von kleiner Figur, hatte einen etwas erhöhten Rücken und schielte auf beiden Augen. Sein Bruder Dietrich hingegen, der ebenfalls Page gewesen und auch „ein Minnesänger" war, erschien als einer der schönsten Cavaliere. Dabei war letzterer fast immer in schwarz gekleidet, während Gottfried seine Unschönheit unter bunten Kleidern zu verstecken versuchte.

Als die Kaiserin Anna im Jahre 1612 zum ersten Mal nach Prag kam, verliebte sich der Häßliche so in diese schöne Fürstin, daß er in den Schloßgarten des Hradschin hinaufschlich und dort der Angebeteten im Dunkel der Nacht aufspielte. Sylvia Cavriani, die Kammerfrau, lauschte am Fenster den rührenden

Melodieen und stieg alsobald herab um zu erforschen, wer der Sänger sei. Gottfried ergriff kühn ihre Hand, und, sie für die Kaiserin haltend, flüsterte er ihr von Liebe. Aber sie lachte ihn aus und meinte sie sei nur die Kammerfrau, wolle aber gern berichten, was er für ihre hohe Herrschaft empfinde. Bald darauf ließ sich die Kaiserin Anna bei einem Feste unter den Hofleuten, durch den Oberhofmarschall Sigismund von Lohenstein den Herrn von dem Werder zeigen und fand ihn so schön, als er vor Kurzem unter ihrem Fenster schön und reizend gesungen. Aber sie hatte nur Dietrich gesehen, denn Gottfried war längst diesen Festen, wo er doch nicht in Betracht kam, abhold geworden.

Als er jedoch nach einigen Tagen in dunkler Nacht abermals sich im Garten des Hradschin einfand, faßte ihn eine zarte Hand und zog ihn durch finstere Gänge bis zu einer geheimen Thür, welche dem Drucke wich, und ihn allein in ein glanzvoll erleuchtetes Gemach führte. Kaum dort angekommen, trat von der anderen Seite eine in weite Gewänder gehüllte, den Kopf mit einem Schleier bedeckte Gestalt herein. Wie sie aber den armen Gottfried in seiner ganzen Häßlichkeit gewahrte, hob sie ein lautes Gelächter an, warf ihm eine rothe Rose, die sie in der Hand hielt, spottend

zu und verließ das Zimmer, ohne ihm weiter ein Wort zu sagen.

Daß es die Kaiserin gewesen, vermeinte er, denn er hatte dieselbe bei ihrem Einzuge in Prag gerade so lachen gehört. Verliebt, wie er war, preßte er die Rose an seine Lippen und eilte durch die einsamen Gänge zur Burg hinaus. Aber der Gram und Kummer darüber, daß er von der Angebeteten verhöhnt und ausgelacht worden, nagte an seinem Herzen. Dazu trat noch, daß falsche Freunde ihm bald berichteten, wie sein Bruder Dietrich jetzt bei der Kaiserin in hoher Gunst stehe. Dies Alles grämte ihn so sehr, daß er in ein schleichendes Fieber verfiel, welches ihn bald in eine bessere Welt hinüberführte.

Dietrich von dem Werder,*) der sich später als deutscher Dichter auszeichnete und von dem uns Manches gedruckt aufbewahrt worden ist, ließ seinem unglücklichen Bruder in der Domkirche am Thein zu Prag ein Denkmal mit der einfachen Inschrift setzen:

Huc usque luctus meus.

Dies aber heißt in deutscher Sprache: Hierher brachte

*) Wir haben von diesem Schriftsteller Uebersetzungen des Ariost und Tasso, welche für jene Zeit ausgezeichnet zu nennen sind. A. d. V.

mich der Schmerz! nämlich in's Grab, und da ist's am Besten für einen unglücklich Liebenden!

Außer dieser tragischen Geschichte wußte Herr von Wartenberg, so hieß der Page, noch mancherlei artige Anekdötchen vom Kaiser Mathias und dessen Gemahlin, welche wieder zu erzählen jedoch Dalwigk unterlassen. Das Einzige, was er noch in späteren Jahren mehrmals dem Hoffräulein von dem Bongart in's Gedächtniß führte, war die mit der Prophezeihung der Frankfurter Wahrsagerin wohl im Einklange stehende Vorhersagung des berühmten Astronomen Johann Keppler, in Betreff des Todes des Kaisers Mathias, welche ihm der Page auch mitgetheilt hatte. Dieselbe besteht aus sieben lateinischen Wörtern, welche sämmtlich mit M beginnen und heißt: „Magnus Monarcha Mundi Medio Mense Martio Morietur“! Dies besagt, daß Mathias, wie solches auch eintraf, Mitte März sterben würde. Johann Keppler, der Freund des Astronomen Tycho de Brahe, eines Dänen, wollte diesen Spruch in den Sternen gelesen haben. Auch Kaiser Rudolph II., der ihn sehr beschützt und nach Prag berufen, hatte er den Tod mit den Worten: Zwei Löwen werden an einem Tage sterben, vorhergesagt.

Dies war aber auch pünktlich eingetroffen. Kaiser Rudolph hatte nämlich einen zahmen Löwen in seiner

Hofburg, welchen er täglich mit eigener Hand fütterte. Als am Morgen des zwanzigsten Januars 1612 ihm sein Kammerdiener ein frisches Hemd an's Bette brachte, berichtete derselbe, daß der Löwe in der Frühe verendet sei. Da wandte sich der noch nicht sechszigjährige Habsburgische Löwe, der wilde, finstere Rudolph, mit dem Gesichte gegen die Rückwand seines Bettes, schloß die Augen und war nicht mehr.

Dieser Kaiser war wohl der eigenthümlichste Fürst seiner Zeit. An dem Hofe des Königs Philipp von Spanien aufgewachsen, sah er daselbst dessen ältesten Sohn Don Carlos in der Blüthe der Jahre sterben und brachte von dort einen düsteren, menschenfeindlichen Charakter mit. In Bezug auf die Reichsgeschäfte war er wankelmüthig und launenhaft, ja sogar beinahe träge. Seine Freude war Alchymie und Astronomie; ebenso hatte er eine große Liebhaberei für Alterthümer jeder Art. Er war das Haupt der Antiquare und sogenannten „curieusen Herren" in Deutschland, welche mit wahrer Leidenschaft Seltenheiten aller Art aus allen Zeiten und Orten zusammenbrachten. Seine in ihrer Art einzige Sammlung von Münzen und geschliffenen Steinen war weltberühmt. Er besaß unter andern zwei der größten Schätze des Alterthums: den prächtigen antiken Sarkophag mit der Amazonen-

schlacht und die noch unschätzbarere große Onyxtasse mit der Apotheose des Augustus, die er mit fünfzehntausend Dukaten bezahlt haben soll. Dieses Wunderwerk römischer Steinschneidekunst, war in den Kreuzzügen aus dem Orient durch die Ritter des Hospitals Sanct Johann zu Jerusalem nach Europa gekommen und in den Stürmen des Mittelalters im Nonnenkloster zu Poissy, unfern Paris, wohl nur durch die fromme Meinung gerettet worden, daß die Kreuzigung Christi darauf dargestellt sei.

Die Schatzkammer Rudolphs,*) welche Herr von Spiering und die Pagen noch am Tage vor der Rück-

---

*) Die sogenannte Rudolphinische Schatzkammer zu Prag, ist leider erst in unserm aufgeklärten Jahrhundert, in der Josephinischen Zeit der Klosteraufhebung, unverantwortlich zersplittert worden. Joseph II. hatte eine Verordnung, die er jedoch wegen des allgemeinen Schreis des Unwillens, der ihm entgegenkam, zurücknahm, gegeben: die Prager Burg solle in eine Kaserne verwandelt werden; man mußte sie an einem gewissen Tage geräumt haben. Die Statuen wurden verkauft: ein Torso fand keinen Käufer. Man warf ihn endlich zum Fenster hinab. Ein Wiener Augenarzt: Barth, kaufte ihn um sechs Siebzehner; beim Wiener Congresse kaufte ihn der König Ludwig von Bayern um sechstausend Dukaten — es ist der Ilioneus. Die alten Münzen wurden nach dem Gewichte verkauft. Ueber die Schatzkammer ward ein Inventar aufgenommen, das sich im Schönfeld'schen Museum zu Wien befand: eine Leda von Titian figurirt darin als: „Ein naktes Weibsbild, von einer bösen Gans gebissen." Vehse's Oesterreichischer Hof.

kehr des Herzogs in Augenschein nahmen, war weit und breit berühmt. Auch seine Gemäldesammlung enthielt herrliche Meisterwerke. An dem Hofe dieses Kaisers lebten fortwährend eine Menge von Hofastronomen, die ihm Horoscope stellten, Kalender mit Prognostiken verfertigten, astrologische Gutachten und Constellationsberechnungen machen mußten; er umgab sich zu aller Zeit mit Alchymisten, Rosenkreuzern und Adepten jeder Art; dabei freilich nicht selten Charlatane, Glücksritter, Quacksalber und Marktschreier mit unterliefen. Er verkehrte mit Magikern, Spiegeldeutern, Lebensverlängern und Menschenmachern: sie mußten dem römischen Kaiser aus kochendem Wasser weissagen, ihm ihre Phantasmagorien zeigen, und alles Ernstes versuchen, auf der Retorte Menschen zu machen und Mumien zu beleben. Er glaubte selbst das Menstruum universale finden zu können, welches die Kraft haben sollte, allen Krankheitsstoff aus dem lebenden, menschlichen Körper zu entfernen und das Leben zu erneuern. Er besaß außer vielen andern mystischen, alchymistischen und astronomischen Büchern und Handschriften ein Exemplar der berühmten Tabula smaragdina, welche in Allegorien und mit mystischen, symbolischen Figuren den Weg zur Erfindung des Steins der Weisen lehrt.

Einer seiner besten Beihelfer im alchymistischen und

magischen Dingen war, nachdem der große Magus John Dee, der ihn in diesen Künsten unterrichtet hatte, im Jahre 1589 wieder nach London, wo er bei der Königin Elisabeth sehr in Gnaden stand und eine Pension von ihr genoß, zurückgekehrt, ein gewisser Friedrich von Holzschuher, aus Nürnberger patrizischem Geschlechte. Derselbe hatte gewaltigen Respect vor dem Kaiser und hielt ihn für einer der größten Magier seiner Zeit. Als sie einmal miteinander wieder aus Quecksilber und andern Metallen Gold zu machen versucht hatten und die Arbeit gut gelungen war, zeigte Rudolph dem Nürnberger seinen Wunderspiegel, darinnen er die Zukunft zu lesen pflegte und stellte ihm frei mit ihm einen Blick in ferne Zeiten zu thun.

Dies geschah in dem großen Laboratorium, sprach Herr von Dalwigk, welches ich selbst gesehen. Dasselbe lag in einem der hohen Eckthürme, die die Burg auf dem Hradschin von der Westseite begrenzen. Der Page Wartenberg wollte dieses Laboratorium gleich nach dem Tode „des alten Kaisers“ 1612 besucht haben. Es sei ein altes, hohes, räuchriges Gemach gewesen, mit einer großen Esse in der Mitte, darinnen noch Kohlen und verkohlte Menschengebeine. Ringsumher hätten Phiolen und Gläser gestanden und Zauber-Bücher mit silbernen Klammern verschlossen, seien auf einem Tische

gelegen. Im Keller unter dem Laboratorium habe man außer einer Menge aschgrauen Sandes und einer aschgrauen Tinktur in sechs großen runden Flaschen, nicht weniger wie vierundachtzig Centner Gold und sechszig Centner Silber, die in Ziegelsteinform gegossen waren, vorgefunden. Der Zauberspiegel, von dem man bei Lebzeiten des Kaisers so viel gesprochen und gefabelt, sei jedoch durchaus nicht mehr aufzufinden gewesen. Der alte Pagenmeister aber habe ihm die Geschichte des Friedrich von Holzschuher und was derselbe darinnen gesehen, einst im Vertrauen mitgetheilt, und das wolle er mir, dem Dalwigk, als seinem guten Kameraden auch nicht vorenthalten.

Wir hatten, ich und der Kaiser, sprach der Adept zum Pagenmeister, bis 'gen Mitternacht gearbeitet und es war uns gelungen aus Kupfer, Zink, Operment und Quecksilber u. s. w. eine Masse zu erzielen, die vollkommen in Farbe und Gewicht dem reinsten Golde vergleichbar. Das machte den Kaiser fröhlich und er lächelte vor sich hin und sprach: Magister Holzschuher, ihr seid zwar ein Adept und Goldmacher, aber noch lange kein Magus: dazu habt ihr nicht den Muth, denn ihr müßtet mit Geistern verkehren und das fürchtet ihr, wie die Hölle, weil ihr lutherisch und nicht katholisch seid und doch einmal hinein müßt. Ich will euch

aber jetzt den Wunderspiegel zeigen, den John Dee mir bereitet!

Mit diesen Worten schob der Kaiser eine schwarze Decke von der Wand zurück und wir traten durch eine kleine Oeffnung in ein kaum acht Fuß breites und acht Fuß langes Gemach. Mit der Wachskerze, die er trug, zündete der hohe Fürst die silberne Ampel an, welche von der Decke herabhing. Der Schein derselben fiel gerade in einem runden Spiegel, welcher wie ein großer Schild geformt und an der Wand aufgehängt war. Dieser Spiegel war jedoch nicht von Glas, sondern, wie es schien, von geschliffenem Stahl oder sonst einem edlen Metalle. Er glänzte wunderbar beim Ampellichte, aber er gab weder das Bild des Kaisers, noch das meinige zurück. In seiner Tiefe wogte es wie Nebelduft und Wolken, die der Wind hin- und hertreibt.

Kaiser Rudolph sah mit finsterer Miene diesem Spiele zu, sprach dann mit fast tonloser Stimme einige Worte in mir fast unbekannter Sprache und fügte langsam auf deutsch hinzu:

Der Magus wacht
Um Mitternacht
Und gebeut über Leben und Leiche!
Im Spiegel klar
Zeigt er treu und wahr
Was gewesen und wird einst im Reiche!

Da hob und dehnte es sich in dem Zauberspiegel und bald gewahrten wir lange Züge von herrlichen Gestalten, denen immer ein deutscher Kaiser voranschritt: in Krone und Kaisermantel, mit Scepter und Reichsapfel. Neben ihm trug der Herold oftmals, ja zuletzt fast immer das österreichische Wappen: den schwarzen Doppeladler im goldenen Felde. Endlich kam auch einer mit solchem Wappenschilde, der blieb stille stehen und beugte sich nieder. Da kniete vor ihm eine Jungfrau, auf deren Haupte aber setzte er die Kaiserkrone. Als der Kaiser das gewahrte, seufzte er tief auf und sprach:

Habsburg, Habsburg und nimmermehr Habsburg!

Wie er aber so laut redete, überzog sich der Spiegel wieder mit dichten Wolken und es bedurfte einer neuen Anrede Rudolphs in der fremden Sprache, um die Erscheinungen wieder in Gang zu bringen. Es erschien dann zuerst dieselbe Jungfran mit der Kaiserkrone auf dem Haupte und hinter ihr deren Gemahl mit fremdem Wappenherold. Dann kam ein Kaiser mit der Krone, neben dem ward das bayerische Wappen getragen. Er hatte aber, obwohl er ein hoher, stattlicher Herr war, nur geringes Gefolge. Hinter ihm kamen wieder drei oder vier Kaiser, mit zahlreichem Hofstaate, aber der eine war lahm, der andere blind und der dritte hüpfte

dahin, wie ein Rohrsperling, der die Welt nicht kennt und in sie hineintobt. Dann aber kam einer, der schritt ruhigen Ganges daher, als er aber in der Mitte des Spiegels angekommen, da stand er stille, nahm mit beiden Händen die Kaiserkrone von seinem Haupte und stellte sie zu den Füßen eines buntgefiederten, hochmüthig daherstolzierenden Hahns. Es dauerte lange bis Einer die hehre Krone aus dieser unwürdigen Lage erhob. Aber endlich siehe da: da kam ein stolzer Fürst, gewappnet und bewehrt, den Helm mit einfachem Adler auf dem Haupte, neben ihm zwei Wappenherolde mit je einem Rothen und einem Schwarzen Adler in weißem Felde. Der hob die deutsche Kaiserkrone auf und setzte sie sich's auf Haupt; das Gefolge aber ließ seine weiß und schwarze Fahnen wehen und jubelte so laut, daß der Wunderspiegel fast zu zerspringen drohte.

Als Kaiser Rudolph II. dies Bild sah, blickt er düster vor sich, beugte halb sein Knie und sprach:

Cecidit Corona capitis mei!

Zweite Abtheilung.

Zu präjudizirlich. Seine Maria hat ihm geholfen. Der Tod des Kaisers Mathias. Ferdinand II. Friedrich V. von der Pfalz, der böhmische Winterkönig. Elisabeth Stuart. Die Muhamedaner sind auch Christen. Das calvin'sche Frühstück. Der König zum Schein. Die Schlacht am weißen Berge. Eine Adels Fournée. Don Gomez von Cordova. Erzherzog Albrecht. L'Épousée de la Ligue. Peter Paul Rubens. Philipp III. Gräfin Ximena von Ossuna. Ein Haus in Antwerpen. Der Kammerherr.

Bevor Herzog Wolfgang Wilhelm am vierundzwanzigsten August 1616 Prag verließ, richtete er an Kaiser Mathias ein Schreiben, worin er erklärte, daß er den in Betreff der Belehnung von Jülich und Berg, bedingten Revers, „so ihm allzuscharf und präjudizirlich vorkomme," nicht unterschreiben könne und lieber auf die Belehnung verzichte. Sodann reiste er mit seinem Gefolge nach Düsseldorf zurück, wo er zu Anfang September zur Freude seiner Gemahlin eintraf. Es begann nun eine kurze Zeit der Ruhe für das Herzog-

thum, wie für unsre gnädigsten Herrschaften, welche nur durch kleine Reisen des Herzogs, in die Jülich'schen und Berg'schen Lande zuweilen, unterbrochen wurde. Die Herzogin lebte im Sommer meist in Schloß Benrath, wohin der Herzog jeden Abend nach Beendigung der Staatsgeschäfte hinüberfuhr, morgens aber wieder zur Stadt zurückkehrte. Leider sollte diese Ruhe nicht andauernd sein, denn bald begannen die Vorboten jenes großen dreizigjährigen Krieges, welcher unser gesammtes Vaterland so unglücklich machte und auch für unser Herzogthum von dem nachtheiligsten Einflusse war. Das aber waren die Folgen der unseligen Glaubensspaltung, daß sie den Ehrgeiz der kleineren Fürsten und die Kampflust des Volkes steigerten und dem Adel Gelegenheit gaben, seinen Durst nach Thaten zu stillen!

Das Königreich Böhmen war es besonders, wo die Glaubensstreiter aus uralter Zeit her Grund und Boden fanden. Ein großer Theil der Stände desselben war protestantisch und trug nur contre cœur die österreichischen Zügel. Kaiser Mathias, wie immer unentschlossen und wankend, wußte diesen Herren nicht genug Energie entgegenzusetzen. Seine beiden Statthalter in Böhmen: Joroslav von Martinitz und Wilhelm von Slawata machten am 23. Mai 1618 den berühmten Fenstersturz, das heißt, sie wurden von

den utraquistischen Ständen auf der Burg des Hradschin sammt ihrem Secretair, Philipp Fabricius, zum Fenster, sechszig Fuß hoch, hinab in den Schloßgraben geworfen, hatten aber das Glück alle drei fast unversehrt und mit dem Leben davonzukommen.

Der Herzogin Magdalena hatte man von München, wohin sich Martinitz geflüchtet, berichtet, daß derselbe, ehe er den Sturz machte, den Ausruf „Heilige Maria schütze mich!“ gethan habe. Darauf habe Graf Mathias Thurn, der ihn mit hinabgeworfen, ihm nachgesehen und gerufen: „Wir wollen sehen ob sie hilft“ und als er den so wunderbar Beschützten aufrecht im Graben stehen gesehen, habe er erstaunt gerufen: „Wahrhaftig, seine Maria hat ihm geholfen!“ Auch die Schüsse, die man den Flüchtigen nachgesendet, waren erfolglos gewesen.

Graf Mathias Thurn wagte es einige Zeit nachher, im Dezember 1618, an der Spitze der böhmischen Unzufriedenen oder vielmehr Aufrührer, vor Wien zu erscheinen, was den alten Kaiser zu der Aeußerung veranlaßte: „Ich höre, meine Böhmen spazieren mir gar hinein in's Land.“ Die Empörer zogen sich zwar zurück, ohne die Hauptstadt anzugreifen, kehrten aber im März des folgenden Jahres nochmals nach Oesterreich zurück. Kaiser Mathias grämte sich so über diese

Vorkömmnisse, daß er bereits am 20. März 1619, während Graf Thurn zum zweiten Male vor Wien stand, in seinem dreiundsechszigsten Jahre das Zeitliche segnete, nachdem ihm seine kaum halb so alte Gemahlin, die Kaiserin Anna, schon am 14. Dezember 1618 im Tode vorausgegangen war.

Es folgte nun in der Regierung der österreichischen Lande der Jugendfreund des Herzogs Maximilian von Bayern, der Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, aus der Steiermark'schen Linie des Hauses, welche durch Karl, der Sohn des Kaisers Ferdinand I. gestiftet worden war.

Ferdinand, der Andere, das heißt der Zweite, war ein körperlich starker und geisteskräftiger Herr von kleiner Figur, aber vortrefflichster Conplexion. Er war sehr mäßig in Speise und Trank, ging um 10 Uhr zu Bette und stand um vier Uhr auf. Der vorherrschende Zug seines Gemüthes war die Frömmigkeit. Gleichwie sein Ahnherr Rudolph von Habsburg, begleitete er so oft er demselben begegnete, das hochwürdige Sacrament und der Historiker Kevenhüller schreibt, daß er mehrmals mit demselben bis an die Knie im Koth gewandelt sei, und es sowohl zum Kranken, wie zurück, begleitet habe. — Als Jüngling hatte er der heiligen Jungfrau zu Loretto einen Eid geschworen „in Allem zu

halten an Gott und dem Katholischen Glauben." Diesen Eid hat er getreulich und unverbrüchlich gehalten.

Am 28. August 1619 wurde Ferdinand in Frankfurt zum deutschen Kaiser erwählt, kurz darauf jedoch von den im offenen Aufstande befindlichen Böhmen der böhmischen Krone verlustig erklärt, welche sich sodann den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz zum Könige erkoren.

Friedrich V. von der Pfalz stand, gleich wie früher sein Vater, an der Spitze der sogenannten evangelischen Union, welche 1608 in dem Anspachischen Kloster Anhausen in Franken die Fürsten von: Kurpfalz, Brandenburg-Anspach und Baireuth, Würtemberg, Baden-Durlach und das Haus Anhalt u. s. w. geschlossen hatten. Im Jahre 1609 traten noch Kurbrandenburg und Hessen bei. Gegen diese evangelische Union schlossen darauf zu Würzburg 1610 die katholischen Fürsten Deutschlands die berühmte Liga, deren Haupt der Bruder der Herzogin Magdalena, der Herzog Maximilian von Bayern war. Letzterer stand mit seiner streng katholischen Gesinnung dem reformirten Vetter von der Pfalz als entschiedener Gegner gegenüber. Zur katholischen Liga trat später noch das Haupt der Lutheraner in Deutschland, der Kurfürst Johann Georg von Sachsen.

Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz hatte sich

im Februar 1613, noch nicht siebzehn Jahr alt, zu London mit Elisabeth Stuart, der Tochter König Jakob's I. von England, vermählt. Die Prinzessin, welche außer einer starken Nase sehr hübsche Züge und glänzend schwarzes Haar besaß, hatte während der Trau-feierlichkeiten laut gekichert und gelacht, was als eine üble Vorbedeutung angesehen wurde. Die Ehe, welche aus inniger Zuneigung geschlossen*) und nicht weniger wie dreizehn Kinder zur Folge hatte, wäre eine noch Glücklichere gewesen, wenn die fürstlichen Verhältnisse der Ehegatten sich besser gestaltet hätten.

Mit dreiundzwanzig Jahren wurde Kurfürst Friedrich zum Könige von Böhmen gewählt. Aber er war leichten Sinnes, ein lebensfreudiger und galanter Herr und betrachtete die Krone mehr als einen zierlichen Schmuck, den ihm die Welt geboten, wie als eine Pflicht, die ihm Gott aufgelegt. Er machte deßhalb Fehler über Fehler und verließ sich selbst eben so viel, als seine Freunde ihn verließen. Die evangelische Union schloß, ohne ihn zu fragen, schon am 3. Juli 1620 zu Ulm Frieden mit der katholischen Liga. Die Böhmen

---

*) Siehe deßhalb: Beiträge zur bayerischen Geschichte von Aretin. Dieselbe enthalten im siebenten Bande eine Reihenfolge von zweiundsiebenzig Briefen des Kurfürsten an seine Gemahlin, aus den Jahren 1612—1632. A. d. V.

entfremdete er sich theilweise durch voreiliges und allzurasches Vorgehen, wozu ihn sein Hofprediger. Scultetus hauptsächlich verleitete. Dieser Scultetus, ein hoffährtiger, dünkelhafter Calviner, welcher dem Kurfürsten sogar zu einem Bündnisse mit dem Erbfeinde der Christenheit: dem Großtürken, gerathen hatte, hielt am 15. April 1620 zu Prag auf dem Hradschin, in der Kirche Sanct Veit eine Predigt, worin er zu beweisen suchte, daß „die Muhamedaner doch eigentlich auch Christen seien". Unter seiner Oberleitung war auch am heiligen Christtag 1619 das Abendmahl vom Kurfürsten als ein bloßes Gedächtnißmal eingenommen worden. Man hatte im Chore von Sanct Veit, aus dem man alle Altäre, Crucifixe und Heiligenbilder hinausgeworfen, einen Credenztisch mit zwölf Sesseln zum reformirten Abendmahl oder Frühstück hingestellt.

König, oder vielmehr Kurfürst Friedrich, brach das Brod selbst. Den Andern wurde ein Schnittchen gereicht und „jeder that einen Trunk darauf". Es waren viele hundert Personen heraufgekommen (nach Sanct Veit auf den Hradschin), um dies Spectakul zu sehen, schreibt Kevenhüller, und haben sich sehr darüber entsetzet, da sie von einem solchen Abendmahle noch

nie gehöret und es sie höchlich gereuet, daß sie solchen König zu ihrem Haupt genommen haben.

Das böhmische Volk hatte aber auch diesen schwachen Friedrich V. von der Pfalz nicht gewählt, sondern der böhmische Adel hatte allein nur „gleichsam einen König zum Schein und der ihnen ihre krummen Sachen gerade mache" wählen wollen. Der Kurfürst besaß nicht einmal die Energie, die zu einer solchen Puppe erforderlich ist, sondern schwankte, wie ein schwaches Rohr in der Hand dummdreister Prädikanten und ehrgeiziger Edelleute wie Graf Thurn, von Ruppa, von Berka, von Budowetz u. s. w. und des schändlichen Berbisdorf, der als das große Crucifix im Chore von Sanct Veit auf Befehl Friedrichs herabgestürzt worden war, mit dem Fuß gegen die Brust des Erlöserbildes stieß und dabei ausrief: „Hie liegst Du Armer, hilf Dir selbst!"

Die lutherischen Prediger in ganz Deutschland predigten gegen das Treiben der Reformirten in Böhmen und der sächsische Hofprediger von Höenegg goß eine ganze Schaale Eifergeist gegen „die calvin'schen Brandfüchse".

Herzog Maximilian von Bayern aber zog mit Tilly und Boucquoy an der Spitze der ligistischen und kaiserlichen Armee heran, um König Friedrich

zu entsetzen und das aufrührerische Böhmen für den Kaiser wieder zu erobern. Sie trafen zuerst bei Pilsen auf den Böhmenkönig und auf seinen Anführer, den alten Fürsten Christian von Anhalt; dieselben wichen jedoch gegen Prag zurück.

In der Frühe des 8. November 1620 kam endlich das kaiserlich-ligistische Heer etwa zwei Stunden vor Prag an. Es war gerade Sonntag, und zwar der Sonntag, auf welchen das Evangelium: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist" fiel. Das Heer des Böhmenkönigs war in fester Stellung auf dem durch Ziska's Heldenthaten berühmten weißen Berge aufgestellt. Tilly griff dasselbe punkt zwölf Uhr Mittags unter dem Feldgeschrei: Heilige Maria! an. Pappenheim, damals erst sechsundzwanzig Jahre alt, warf mit seinen schweren bayerischen Kürassieren die ungarische Reiterei des Königs, welche der junge Fürst von Anhalt commandirte. Don Verdugo, der aus den Niederlanden zum kaiserlichen Heere gestoßen, warf das Fußvolk, welches durch Bouquoys Musquetiere schon viel gelitten und Spinelli mit seinen Neapolitanern erstieg die große Schanze der Böhmen.

Die Schlacht war nach einer Stunde aus und fast die ganze böhmische Armee in der Flucht. „Und wären Alexander Magnus, Julius Cäsar und Caro-

lus Magnus dabei gewesen," so heißt es in einem Berichte des Fürsten Christian von Anhalt, „so hätten sie dieses Volk nicht zum Stehen bringen können". Zum Andenken an diesen gloreichen Sieg, ließ Herzog Maximilian auf dem Hauptplatze zu München eine Marmorsäule aufstellen, auf welcher hoch oben das metallene, reich vergoldete Bildniß der Mutter Gottes thronet.

Kaiser Ferdinand II. gelangte nun unverzüglich wieder in den Besitz Böhmens und seiner Erblande und Friedrich von der Pfalz, spöttischer Weise der Winterkönig benannt, starb einige Jahre nachher zu Mainz, seiner Lande und seines Kurhutes ledig.

Kaum hatte Kaiser Ferdinand II. von seinen angestammten böhmischen Erblanden wiederum Besitz ergriffen, als er auch damit begann unter der ihm ungetreuen böhmischen Aristokratie tüchtig aufzuräumen. Vierundzwanzig der Hauptanhänger Friedrichs wurden hingerichtet und über hundertundachzig Herren von altem Adel mußten aus dem Lande weichen und ihre Güter wurden eingezogen. Die treu gebliebenen wurden reichlich belohnt. Ferdinand schuf darauf in seiner Freude „aus selbst eigener Bewegniß" durch bloßes Diplom eine Menge neuer Reichsfürsten, Reichsgrafen und Edelleute. Zu den Dutzenden von Fürsten, die

damals creirt wurden, gehören die Lichtenstein, Dietrichstein, Lobkowitz, die schwäbischen Hohenzollern, die rheinischen Salm u. s. w., die Caraffa, Spinelli und die Aldobrandini aus Italien, die spanischen Cantacroy und Cardenas, die polnischen Czartorisky u. s. w. Gegraft wurden die Hatzfeld, Holk, Götz, Aldringer, Trautmannsdorf, Kufstein und die böhmischen Märtyrer Martinitz und Slawata. Auch die Lamberg, die Breuner, die Königsegg und die Rechberg stammen aus dieser Fournée. Außerdem entstanden noch eine Unmasse neuer katholischer Reichsbarone und Adeliger, welche entweder für einen oder den andern Dienst solche Auszeichnung zu Theil wurde.

Während dieses in Böhmen und Oestreich vorging, kam Don Gomez Suarez de Figueroa y Cordova, ehemals Vicekönig von Valenzia und General-Gouverneur von Mailand, von Brüssel über Aachen und Jülich, wo spanische Regimenter standen, zum Besuche nach Düsseldorf an den Hof. Derselbe war der directe Nachkomme jenes großen Gonsalva von Cordova, welcher dem Könige Ferdinand und der Königin Isabella, der Katholischen, von Spanien so wesentliche Dienste geleistet hatte.

Don Gomez von Cordova war ein sehr schö-

ner Mann von hohem Wuchse und stattlichem Wesen: ein feiner Diplomat und tüchtiger Feldherr. Er hatte eine ausgebreitete Kennntniß von allen möglichen Dingen, sprach aber das Französische mit bewunderungswürdiger Eleganz und Leichtigkeit. Während seiner achttägigen Anwesenheit befreundete er sich sehr mit Franz von Spiering, dessen damals kaum funfzehnjährige Schwester Adriane Sabine sich in den schönen Spanier so verliebte, daß sie später auch „in Gedanken nicht von ihm lassen konnte" und lieber im Carmelitessen Kloster*) zu Düsseldorf Nonne ward, als ihn zu vergessen. Die Erzählungen von den Thaten seines Ahnherrn trug er im Hofkreise mit der ernstesten Miene vor und entzückte namentlich die Herzogin durch die Einfachheit und schmucklose Darstellung solcher Begebenheiten.

Das alte Hoffräulein von dem Bongart wußte eine Menge der Großthaten des Don Gonsalvo Cordova und behauptete dieselbe allesammt von ihrer erlauchten Herrin „hocheigenmündlich" vernommen zu haben. Eine der hübschesten, war die nachfolgende Geschichte: Don Gonsalvo befand sich einmal mit der

*) Ebendaselbst soll sie auch um 1685 verstorben sein. Cordova starb schon am 12. Januar 1634 in Bayern auf einem Feldzuge. A. d. V.

Königin Isabella und mit andern Personen in einer Barke auf der See, unfern des Ufers, als ein heftiger Sturm entstand und alle Landung unmöglich machte. Jeder war für sein Leben besorgt und dachte nur daran dasselbe zu retten, als Gonsalvo die Königin bat sich seiner Stärke und seinem Eifer anzuvertrauen; sie willigte ein und er nahm sie in die Arme, warf sich in's Meer mit ihr und brachte sie auch glücklich an's Ufer unter dem Zujauchzen des Volkes, welches die Gefahr der Königin herbeigelockt hatte.

Der Ururenkel dieses edlen Ritter hatte zwar in Düsseldorf keine Gelegenheit eine Königin aus den Fluthen zu erretten, aber er verliebte sich allda — nicht in Fräulein von Spiering, sondern in eine kleine hübsche Bürgerstochter mit Namen Gretchen Leeradt, welche wegen ihm ihren Eltern davon lief. Sie gingen „selbander von dannen", sagte Fräulein von dem Bongart, daß sie aber als Donna Cordova nicht rückgekehrt ist und, daß man ferner nichts von ihr vernommen, ist eine ausgemachte Sache. Don Gomez von Cordova kehrte nach Mailand zurück, wurde aber seines Gouvernements bald enthoben. Er zog später an der Spitze eines spanisches Heeres mit Tilly in die Oberpfalz, das Besitzthum des unglücklichen

Winterkönigs Friedrich zu besetzen und zur Ruhe zu bringen.

Unterdessen war Herzog Wolfgang Wilhelm in keiner Weise müßig gewesen, in seinen Landen Alles in bester Ordnung zu halten und in milder und gerechter Weise zu regieren. Er beobachtete bei diesen Kämpfen so viel als möglich die Neutralität, und bot Alles auf, um die Spanier aus seinen Landen fern zu halten, was ihm jedoch nicht immer gelang. Dies veranlaßte ihn zu Anfange des Jahres 1620 eine Reise nach Brüssel an den Hof des Erzherzogs Albrecht, des jüngeren Bruder des Kaisers Mathias, welcher die Lieblingstochter Philipp II. von Spanien, die Erzherzogin Isabella Clara Eugenia zur Gemahlin hatte, zu unternehmen. Dieser Erzherzog Albrecht war ein jüngerer Sohn Kaiser Maximilian II. und im Jahre 1559 geboren, also schon ein Sechsziger. Er war als elfjähriger Knabe mit seiner Schwester Anna, welche König Philipp II. von Spanien zu seiner vierten Gemahlin genommen, an den Hof von Madrid gekommen. Sein königlicher Schwager hatte eine große Vorliebe für ihn und ließ ihn mit Vorsicht erziehen und vielseitig ausbilden. Er wurde Geistlicher und als solcher 1583 Vicekönig von Portugal, 1581 Cardinal, 1594 Erzbischof von Toledo und Primas von Spanien.

Da fiel es Philipp, welcher mit Unwillen gewahrte, daß Albrechts Brüder, Kaiser Rudolph II. und Mathias kinderlos verblieben, noch ein, den schon nicht mehr jungen Cardinal mit seiner eigenen Tochter, der Erzherzogin Isabella zu verheirathen. Er mußte 1595 dem Kardinalshute entsagen und sich mit der eigentlich seinem Bruder Ernst bestimmt gewesenen Infantin vermählen. Sie brachte ihm die Freigrafschaft Burgund und die Statthalterstelle der Niederlande als Brautsteuer.

Die Infantin Isabella Klara Eugenia, geboren im Jahre 1566, war die Tochter Philipps II. und der Elisabeth von Valois, der unglücklichen Tochter Franz II. von Frankreich. Sie schien vor Allen einem Throne bestimmt, der ihr schon in der Wiege zugedacht wurde, den sie aber nie bestieg, wie sie denn überhaupt nie zu einem solchen gelangte. Philipp bot sie bereits im Jahre 1584 dem Könige Heinrich IV. von Frankreich zur Gemahlin an, indem er sich anheischig machte, dessen Ehe mit Margaretha von Valois durch den Papst trennen zu lassen. Da aber Heinrich IV. zu schlau in solchen Vorschlag hineinblickte, der Spanien alle Ursache gegeben hätte in Frankreich zu interveniren, so lehnte er die Proposition höflichst ab. Philipp versuchte dann sein Lieblingskind

mit dem Cardinal von Bourbon und Vendome zu vermählen und da dies ebenfalls mißlang, so bot er sie sowohl dem Herzoge von Guise, wie auch dem Herzoge von Mayenne ohne Erfolg an. Die Anhänger Heinrich IV. nannten daher die Infantin: l'Épousée de la Ligue, machten sich über sie lustig und es erschien um 1593 ihr Portrait in Paris mit dem doppelten Epigramm als Ueberschrift:

Pourtant si je suis brunette,
Amy, n'en prenez émoy;
Car autant aimer souhaitte
Qu'une plus blanche que moi.

Erzherzog Albrecht war ein starker, wohlhebiger Herr, mit rundem Angesicht, Schnurr- und Knebelbarte, dunklem rückwärts gekämmten Haare und stets in seinem Anzuge sehr nett und sauber. Seine Gemahlin hingegen, hatte, wie das Epigramm andeutet, ein gelbes echt spanisches Antlitz, dessen Haut eher der Citronen- als Menschenfarbe ähnlich sah, und sehr in's Bräunliche spielte. Von dieser Hautfarbe nannte das galante Volk der Niederländer die braungelben Pferde fortan: Isabellen. Was ihre Reinlichkeit betrifft, so mag sie darin ihrem Gemahle nicht sehr ähnlich gewesen sein, denn es geht die Sage, daß sie während der Belagerung von Ostende, welche drei Jahre, drei Monate und drei Tage andauerte, den Schwur gethan,

nicht eher das Hemd zu wechseln, bis die Stadt erobert sei, und diesen Schwur auch so lange gehalten, bis Ambrosius Spinola die Festung eingenommen hatte. Sie hatte mit ihrem Vater Philipp sehr viel Aehnlichkeit und war namentlich streng katholisch. Jeden Morgen um zehn Uhr hörte sie die Messe, begab sich aber gleich darauf mit ihrem Gefolge zu einem stattlichen Frühstück, so daß man von ihr, gleichwie von ihrem Großvater Karl V. mit Recht sagen konnte: „della messa alla mensa“. Ihrem Gemahle war sie mit herzlicher Zuneigung ergeben,*) aber sie war mehr Herr im Hause und im Reiche, wie er selbst.

Erzherzog Albrecht und die Infantin empfingen den Herzog Wolfgang Wilhelm mit der freundschaftlichsten Aufmerksamkeit und versprachen ihm, „in Allem zu Willen zu sein“ das heißt, es sollten die spanischen Truppen, die in's Reich zögen, seine Lande nicht belästigen. Sollte es aber ja kommen, daß dies unvermeidlich, so sollte Alles von den Heerführern bei Heller und Pfennig vergütet werden.

---

*) Die böse Welt jener Zeit behauptete, ihr Vater habe ihr mehr wie väterliche Liebe bezeigt. Er nannte sie: le miroir et la lumière de ses yeux. Als er die Aussicht verloren hatte sie zur Königin von Frankreich zu machen, brauchte er sie als Instrument gegen die Holländer, was auch, da sie die Liebe der Niederländer erwarb, sehr gelang. A. d. V.

Dieses Mal hatte weder der Geheime=Secretair Althofen, noch Herr von Spiering den Herzog begleitet, sondern es waren nur drei Pagen, etliche Lakaien und ein alter, erprobter Diener des Herrscherhauses mit auf die Reise genommen worden. Dieser getreue Diener war der (später im Jahre 1633 verstorbene) Geheime Rath und Staatssecretair Johann Wilhelm von Proff*) zu Millendorf, ein Mann von ausgezeichneten Geistesgaben und vortefflichem, ehrenwerthen Charakter. Er hatte sich, obwohl bereits im vorgerückteren Mannesalter erst einige Jahre nach Ankunft des Herzog Wolfgang Wilhelms (1616) mit Catharina von Menden verheirathet und war ein sehr glücklicher Gatte und Vater. Außer in seinen Berufsarbeiten, besaß er große Kenntnisse von Kunst und Alterthümern und Gemälden und hatte Behufs dessen noch als unverheiratheter Mann mehrere Reisen nach den Niederlanden und dort die Bekanntschaft fast aller damals

*) Ein Nachkomme dieses Getreuen der alten Herzöge und der erlauchten Pfalz=Neuburger, war der Freiherr Karl Joseph von Proff=Irnich, königlich bayerischer Kammerherr, Großkreuz des Ordens vom Heiligen Michael, Wirklicher Geheimer Rath u. s. w., geboren zu Düsseldorf am 2. August 1773, und erst im Jahre 1851 oder 1852 zu München, als langjähriger Diener der Herzöge in Bayern verstorben, den ich persönlich noch wohl gekannt habe. A. d. V.

lebenden bedeutenden Künstler gemacht. Herzog Wolfgang Wilhelm erwählte ihn gerade deßhalb zu seinem Begleiter, denn er gedachte in Antwerpen Mehreres zur Verschönerung seines Düsseldorfer Schlosses anzukaufen und auch von Peter Paul Rubens daselbst wenn möglich sein Portrait malen zu lassen.

Peter Paul Rubens ward am 29. Juni 1577 zu Cöln am Rhein geboren. Seine Familie rühmte sich adeligen Ursprunges und behauptete unter Karl V. aus Steyermark nach Antwerpen gekommen zu sein. Sein Vater, Johannes Rubens, ein sehr vermöglicher Mann, von streng-katholischer Gesinnung, war Schöffe daselbst gewesen, hatte diese Stadt aber wegen der Religionsstreitigkeiten einige Jahre vor der Geburt seines Sohnes verlassen und sich in Cöln, wo er ein Haus angekauft, ansäßig gemacht. Seine Mutter war Margarethe Pypelink*), eine Frau von höchst würdigem Charakter und ausgezeichneten Eigenschaften des Herzens. Dieselbe verließ, als ihr Gatte 1587 zu Cöln verstorben war, diesen Zufluchtsort und kehrte mit ihren Kindern nach Antwerpen zurück.

---

*) Der Verfasser der Geschichte der Jülich-Bergischen Geschlechter, Herr Friedensrichter A. Fahne auf Haus Roland bei Düsseldorf, besitzt das Portrait dieser Dame von der Meisterhand ihres Sohnes selbst gemalt. A. d. V.

Peter Paul Rubens erhielt dort eine sehr sorgfältige Erziehung und wurde alsdann Page bei der Gräfin de Lalaing. Da er besondere Anlagen zum Zeichnen verrieth, so kam er durch deren Vermittelung zuerst zu Johann van Dort und dann zu Otto Venius in das Atelier als Schüler, überragte jedoch bald seine beiden Lehrmeister. Schon als einundzwanzigjähriger junger Mann erregte er durch seine Arbeiten solches Aufsehen, daß der Erzherzog Albert und auch die Infantin Isabella ihm sowohl ihre Aufmerksamkeit als ihre Protection zuwendeten. Mit Empfehlungen von diesen beiden Herrschaften begab er sich im Jahre 1600 nach Italien, und zwar zuerst nach Mantua, wo er an den Herzog Vinzentius I. aus dem Hause Gonzaga bestens empfohlen war. Dort verweilte er mehrere Jahre, besuchte überdies Rom, Venedig und Florenz, kehrte jedoch immer nach Mantua zurück, weil ihm dieser Aufenthalt besonders lieb war. Rubens hatte am Mantuanischen Hofe die vorzüglichste Aufnahme gefunden. Er war auch, abgesehen von seinen großen künstlerischen Eigenschaften, ein vollendeter Cavalier; er saß gut zu Pferde und führte den Degen nach Ritterart; er spielte die Laute und sang dazu mit herrlicher Baßstimme; er sprach und schrieb flamländisch, spanisch, italienisch, französisch, deutsch und lateinisch mit

gleicher Fertigkeit. Dabei war er, wie Herr von Proff dem Hoffräulein von dem Bongart wiederholt versichert hatte, der schönste Mann, den man sehen konnte. Er war groß und musculös gebaut, hatte eine breite Brust und breite Schultern. Das regelmäßige Gesicht mit der schönen antiken Nase, den vollen Lippen und den schönsten braunen Augen mit dunklen Brauen umwallten dunkle Locken. Seine Hautfarbe erschien als männlich schönes Braunweiß mit dem leuchtenden Roth der Wangen. Dazu ein brauner Schnurr- und Knebelbart, der sorgfältig gepflegt wurde.

Sein Gesicht war ein lebender „Achilleskopf“ sagte Herr von Proff. War es ein Wunder, daß dieser schöne Mann den Frauen gefährlich wurde? Man erzählte allerlei von seinen frühern galanten Abentheuern in Italien und Spanien. Am Hofe zu Mantua sollte er der Herzogin Eleonore, einer Medicäerin, nicht mißfallen haben und sämmtliche Hoffräulein seien ihm hold gewesen. Deßhalb auch habe der Herzog die erste Gelegenheit wahrgenommen ihn, nachdem er ihn zu seinem Hofcavalier ernannt, mit einem Auftrage an König Philipp III. von Spanien zu senden. Es geschah dies im Jahre 1607 oder acht. Die genaue Zeit wußte Herr von Proff, obwohl ihm sonst alle Par-

tikularitäten dieser Reise ziemlich bekannt waren, nicht anzugeben.

Peter Paul Rubens war vom Herzoge von Mantua beauftragt, dem Könige ein Geschenk zu überbringen, welches aus sechs herrlichen, neapolitanischen Pferden und einer kostbaren, reichvergoldeten mit purpurrothem Sammet ausgeschlagenen Kutsche bestand. Auch für den Herzog von Lerma, den einflußreichsten Staatsmann am Hofe Philipp III., war er mit Geschenken: einer goldenen Kette und sonstigem prächtigem Goldschmucke versehen.

Philipp III. empfing den damals schon berühmten jungen Künstler in seinem Cabinette neben dem Grafen von Lerma am Fenster stehend, als eben die neapolitanischen Rosse des Herzogs von Mantua, welche Rubens zu Schiffe herüber gebracht hatte, in den Schloßhof geführt wurden. Er lobte deren Schönheit und sprach sich schließlich gegen den Hofcavalier des Herzogs dahin aus, daß ihn das Geschenk desselben höchlich befriedige. Dann zog er von seiner rechten Hand einen kostbaren Ring mit Brillanten und überreichte denselben dem Abgeordneten als Geschenk. Dies geschehen, hub er an über Kunst zu sprechen, erwähnte, daß er so viel von des jungen Künstlers Ruhm und Wirken vernommen, und trug ihm schließlich auf, noch

einige Zeit in Madrid zu verweilen und für sein Oratorium eine Muttergottes in Lebensgröße zu malen.

Peter Paul Rubens unterzog sich mit freudigem Stolze diesem Befehle und war bald in der Hauptstadt Spaniens so eingerichtet, daß er seine Arbeit beginnen konnte. Aber er sollte für den König eine Madonna malen und dafür mußte er ein Modell, ein wirklich ideal schönes Weib finden, welches ihm ihren Kopf dazu lieh; denn es ist nicht genug bei dem Künstler, daß er sein Bild im Herzen und in der Phantasie schon fertig habe, nein: die Natur muß die Wahrheit dazu bieten, wenn gleich die Inspiration dem Bilde allein die höchste Vollendung giebt.

Spanien ist das Land der Schönheit. Besonders die Frauen sind dort oft von so außerordentlichem Reize, daß man staunend vor Bewunderung niedersinken möchte und Geschöpfe einer höhern Welt zu sehen wähnt. Ihre schwarzen Augen glänzen fast von überirdischem Feuer, ihre Wangen glühen vor Leidenschaft und ihr Mund haucht Liebe und flüstert Liebesworte.

Der schöne Niederländer hatte in den acht Tagen seines Aufenthaltes schon viele üppige und reizende Frauen gesehen, ja sogar schon zwei oder drei gewöhnliche Avantüren gehabt, aber er hatte noch kein einziges Weib erblickt, welche ihm zu einer heiligen Maria recht

gewesen wäre. Da gewahrte er einst im Vorüberreiten an der Puerta del Sol (dem Sonnenthore) einen reichen Wagen mit vier stattlichen Maulthieren bespannt und in demselben eine wunderschöne junge Dame neben einem alten, fast siebenzigjährigen Greise sitzend. Die reizende Donna war kaum in den Zwanzigen. Reiche braune Locken fielen um ihre hohe Stirn, dunkle Brauen beschatteten ihr herrliches Auge und der liebliche Mund zeigte beim freundlichen Lächeln Zähne, die perlenweiß und herrlich neben einander gereihet waren.

Peter Paul Rubens hielt die Dame für die Tochter des alten Herrn, aber er erfuhr bald, daß es die Gemahlin des Greises war. Ein armes Edelfräulein, hatte sie mit funfzehn Jahren den mehr als viermal so alten Grafen Henriquez von Ossuna, Grand von Spanien, geheirathet und ihm zwei Söhne geboren. Sie lebte mit ihrem Gatten sehr glücklich: das heißt, sie pflegte den alten Herrn und erzog ihre beiden Knaben, wovon der älteste bereits fünf Jahre alt war.

Die gräfliche Familie wohnte, wenn sie, was nur im Winter statt fand, in Madrid war, unfern des königlichen Residenzschlosses Buen-Retiro, in einem alten weitläufigen Palaste. Rubens von Leidenschaft für die schöne Gräfin Ximena, so hieß die Dame, ent-

flammt, machte den Versuch sich dem Alten vorstellen zu lassen, wurde aber von dem stolzen spanischen Edelmann sehr hochmüthig aufgenommen. Er sollte jedoch bald darauf das Glück haben die reizende Frau auf einem Feste bei der Herzogin von Lerma zu sehen und kennen zu lernen. Dort bat er dann die schöne Spanierin um die Gnade, ihm zu dem Madonnenbilde zu sitzen, welches er für König Philipp zu malen beauftragt sei. Aber auch sie wandte ihm stolz den Rücken und der Herzog von Lerma selbst sagte ihm vornehmen Sinnes, „daß es höchst unerfahren, wenn man in Spanien an Damen von so hohem Range dergleichen Bitten richte.“

Peter Paul Rubens ließ sich selbst durch solche abschlägige Antworten nicht zurückschrecken. Er beobachtete die schöne Ximena überall, wo er ihr begegnete, und hatte sich bald ihre Züge so sehr eingeprägt, daß er aus dem Gedächtnisse ihr Bild als Madonna malte und, indem er ihr Portrait festhielt, ihr noch idealere und himmlischere Züge gab, als sie in der That besaß. Philipp III. und der ganze Hof erkannte augenblicklich in dem Muttergottesbilde die schöne Gräfin Ximena von Ossuna und ihre Neider und Feinde flüsterten nicht nur bald, daß sie dem berühmten Maler gesessen, sondern auch daß sie ihm sonst näher getreten

sei. Rubens that Alles, um zu beweisen, daß diese Gerüchte falsch seien, aber er konnte dem Geschwätze eines Hofes und einer ganzen Stadt, wie Madrid, nicht Einhalt thun. Der siebenzigjährige Gemahl sah sich genöthigt den „Leinwandhändler", wie die stolzen Granden Rubens in ihrem Uebermuthe zuweilen nannten, zum Zweikampfe zu fordern und erhielt von demselben eine Wunde in die Brust, in Folge deren er nach wenig Tagen in eine bessere Welt hinüberschied. Die schöne Donna selbst ging in ein Kloster, nachdem sie ihre beiden Söhne deren Vormunde zur Erziehung übergeben hatte und verstarb darinnen kurze Zeit nach jenem Ereigniß.

Rubens machte sich die größten Vorwürfe über seine Handlungsweise, welche ihm zudem noch die Ungnade König Philipp III. zugezogen. Der Maler nahm das Muttergottesbild aus den königlichen Gemächern zurück, um angeblich etwas daran zu verbessern. Eigentlich jedoch nur um es für sich zu copiren. Auf die Rückseite der Holzplatte des Originals aber schrieb er in seinem Schmerze die Worte: Medio de fonte leporum surgit amari aliquid! Welches auf deutsch sagen will: Mitten aus dem Quell der Scherze quillt das Bittere auf.

Nachdem er das Bild wieder übergeben und von

dem Hofe eine anständige Belohnung empfangen hatte, verließ er baldigst Madrid und kehrte erst nach Jahren wieder dahin zurück, weniger stürmisch und vorsichtiger: ein großer Künstler, Diplomat und Staatsmann.

Diese hübsche, aber leider tragische Geschichte hatte der Herr von Proff nebst andern Anekdoten oft und wiederholt dem alten Hoffräulein erzählt, aber er verfehlte nicht ihr auch über den Besuch Herzog Wolfgang Wilhelms bei dem großen Künstler selbst umständlich Bericht zu geben, indem er ihr Alles, was er dort gesehen und vernommen, auf das Genaueste beschrieb.

Wir kamen, sprach er, am achtzehnten Mai 1620 in Antwerpen an und begaben uns alsobald, begleitet vom Gouverneur, welcher uns mit stattlichem Gefolge bis einige Meilen vor die Stadt entgegen geritten war, zu dem Hause des großen Künstlers, welches sich in der schönsten Lage an einem großen freien Platze befand. Der Malerfürst war auch bereits von unserer Ankunft unterrichtet und empfing uns umgeben von seinen Pagen und Dienern am Fuß der Treppe, welche in seine Behausung führte. Die Pagen, deren wenigstens zehn bis zwölf auf der Treppe standen, waren in hellblauen Sammet mit Silber bordirt gekleidet und in der spanischen Tracht des sechszehnten Jahrhunderts.

Auf der Brust trugen sie in zierlicher Gold- und Seidenstickerei das alte Wappen der Rubens, welches in einem quergetheilten Schilde einen aufstehenden goldenen Löwen, eine rothe Rose und ein Jagdhorn zeigt.

Die Bedienten des Hauses trugen ebenfalls reiche Kleider, jedoch im Schnitte der Zeit und die Farbe derselben war dunkelblau mit weißem Besatz.

Das Haus oder vielmehr der Palast, welchen er selbst von außen mit Fresken geschmückt hatte, zeigte in seiner ersten Etage, zu der eine Treppe aus weißem Marmor mit kostbaren Statuen verziert führte, eine Reihe großer Gemächer, welche mit wahrhaft königlichem Luxus ausgestattet waren. Besonders herrlich aber erschien die seitwärts im römischen Style angebaute Rotunda. Dieselbe war von oben beleuchtet und enthielt eine Menge kostbarer Gemälde, Statuen und antiker Vasen, Büsten und Medaillen. Der Boden war mit den reichsten flandrischen Teppichen belegt und die Meubles im antiken Geschmacke. Durch bunte Glasfenster, welche wiederum das Familienwappen des Künstlers zeigten, fiel ein magisches Licht auf die Menge reicher und prächtiger Gegenstände und versetzte den Besucher in Ueberraschung und träumerisches Staunen.

Neben dieser Rotunda befand sich das Atelier des großen Künstlers, nur mit seinen eigenen Bildern und

einigen seiner Freunde: dem Sammetbreugel, Pölenburg, van Thulden u. s. w. geschmückt. Fertige und begonnene Bilder standen rings umher. Eben erst hatte er einige Skizzen zu den allegorischen Bildern aus dem Leben der Maria von Medicis vollendet, welche ihm diese große Fürstin zu Anfange desselben Jahres befohlen. Die Königin hatte den Künstler durch den Baron von Vicq, den Gesandten des Erzherzogs Albrechts und der Infantin Isabella, vor Kurzem eigends nach Paris bescheiden lassen, um mit ihm den Plan dieser Folge von Bildern selbst zu besprechen. Er hatte sich aber ausbedungen, die Gemälde in Antwerpen selbst vollenden zu dürfen, was ihm auch, trotz der Menge der Darstellungen: es waren deren einundzwanzig, mit Beihülfe seiner Schüler binnen zwei Jahren gelang.

Außer diesen Skizzen befand sich in dem Atelier das mit wunderbarer Kunst vollendete Portrait des Kanzlers von Amant und seiner Gemahlin, so wie ein Bildniß einer Antwerpner Dame aus der Familie von Moy, welche mit Rubens in nahen verwandtschaftlichen Beziehungen stand.

Das herrlichste Bild aber, das der große Meister so eben erst vollendet und ganz mit eigener Hand gemalt hatte, war ein Gemälde, welches die Brüderschaft von Sankt Ildefonsus, der er selbst angehörte, bei ihm

bestellt und daß er mit großer Vorliebe, mit wahrer Begeisterung geschaffen hatte.

Dasselbe stellte Maria auf dem Throne mit dem Jesuskinde dar. Zu ihren Füßen kniet der heilige Ildefonsus und blickt andachtsvoll zu ihr empor. Sowohl die Madonna, als das Kind waren von wunderbarer, fast überirdischer Schönheit; Sankt Ildefonsus aber war mit so bewunderungswürdiger Kunst gemalt, daß man den Heiligen lebend vor sich zu sehen wähnte. Der Ausdruck seines Gesichtes, das Entzücken seines Auges, die Sehnsucht seines Blickes: Alles war bewunderungswürdig an ihm; am Meisten aber freute den Beschauer die stille Demuth, mit welcher sich der Heilige vor dem Gottmenschen und seiner glorreichen Mutter im Staube beugte.

Die beiden Seitenflügel des Bildes zeigten den Erzherzog Albrecht und die Infantin Isabella in Lebensgröße im Herzogsmantel in knieender Stellung, hinter ihnen ihre Schutzheiligen und ihr Gefolge.

Beide Portraits waren mit großer Wahrheit nach dem Leben gemalt worden und traten aus dem Rahmen heraus, als ob sie leibten und lebten. Der Fürst und die Fürstin hatten, wie schon gesagt, den großen Künstler von Jugend auf stets ausgezeichnet und gehoben. Er bezog von ihnen eine jährliche Pension, die, wie

das alte Hoffräulein meinte, „mehrere tausend Brabanter“ stark gewesen sei. Dabei ward Peter Paul Rubens zu ihrem Hofstaate gerechnet und trug schon seit 1615 den goldenen Schlüssel, das heißt er war Kammerherr seiner gnädigsten Herrschaften, des Erzherzogs Albrecht und der Infantin Isabella.

Dritte Abtheilung.

Ein Bild der heiligen Magdalena. Ce n'est pas la, ce que j'ai fait le moins bien. Das Portrait der Elisabeth Brandt. Anton van Dyck auf der Reise. Sir Robert Dudley, der Zweite. Der bestrafte Page. Die Mandoline von Gaspard Duiffoprügcar. Peter Paul Rubens als Sänger. Das Bild von van Egmont. Rubens Gattin und seine Söhne. Junker Peter. Passato il pericolo, gabbato il Santo! Die drei Geistlichen. Der Pagenmeister.

Wenn ich Dir sagen sollte, mein geliebtes Kind, hub die Großtante am Sonntage, der der vorhergehenden Erzählung folgte, zu der Großmutter gewendet an, was unser gnädigster Herzog und Herr, Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg, in Antwerpen in dem Atelier von Rubens von dessen Gemälden ankaufte, so würde ich sehr embrassirt sein, dir diese Gemälde en détail anzugeben. Ich weiß, daß es deren drei von dem großen Meister selbst waren, wovon wir aber nur noch ein einziges im hiesigen Schlosse besitzen, indem die

beiden andern, das eine von dem Herzoge selbst, einem Anverwandten, das zweite von seinem Sohne Philipp Wilhelm dem Könige Johann Kasimir von Polen, seinem Schwager, geschenkt worden sind. Das Gemälde, welches sich noch hier befindet, ist in den Gemächern aufbewahrt, die man die Braut- und Hochzeitszimmer nennt und hängt daselbst über einem Kamine aus weißem Marmor. Es stellt die sterbende Magdalena *) von Engeln unterstützt dar, und ist anerkannt eins der größten Meisterwerke von Peter Paul Rubens. Der Ausdruck der in überirdischer Verzückung, in Hoffnung eines bessern Seins hinscheidenden Heiligen, ist bewunderungswürdig. Das reiche blonde Haar fällt über den schönen Hals und verdeckt die halbentblößte Brust, an die sich ein blaues Gewand schmiegt.

*) Dieses Bild soll mit eisernen Klammern in der Wand befestigt gewesen sein. Als man im Jahre 1805 die berühmte, vom Kurfürsten Johann Wilhelm gesammelte Gemälde-Galerie, von der ich im nächsten Bande dieser Denkwürdigkeiten ausführlich sprechen werde, nach München flüchtete, riß man auch dieses Meisterwerk mit Gewalt aus dem Rahmen, wodurch dasselbe eine bedeutende Beschädigung erlitt. Trotzdem wurde es mit fortgebracht. Ich habe dasselbe jedoch weder in München, noch in Schleißheim entdecken können. Es ist aber mehr wie wahrscheinlich, daß es sich noch in den Magazinen zu Schleißheim vorfindet, aus welchen erst vor einiger Zeit der angebliche Albrecht Dürer und andere Bilder zum öffentlichen Verkaufe hervorgeholt wurden. A. d. V.

Während der linke Arm matt herabhängt, biegt sich unter dem Gewande der weiche volle rechte Arm der Heiligen hervor und drückt das Crucifix mit Inbrunst an das Herz. Dieser Arm ist von erstaunlicher Naturwahrheit und zaubervoller Durchsichtigkeit der Farbe. Die Hand, die sich demselben anschließt, ist über alle Maaßen schön geformt und zart und so bewunderungswürdig gemalt, daß man das Blut in den bläulichen Adern derselben strömen zu sehen vermeint. Dieses herrliche Bild hatte Herzog Wolfgang im Atelier des Künstlers eben vollendet vorgefunden und um „achthundert Kronen" angekauft. Man erzählte über dasselbe eine Anekdote, welche ich zwar nicht verbürgen kann, die mir jedoch werth scheint, daß ich sie Dir, so wie die gute Bongart sie erzählte, auch berichte.

Peter Paul Rubens hatte, wie schon gesagt, in Antwerpen stets eine Anzahl Schüler, die unter seiner Leitung arbeiteten, so wie mehrere erprobte Freunde, welche ihm bei dem Untermalen seiner Bilder behülflich waren. Zu letzteren gehörte vor Allen Johann Breugel, welchen die Künstlerwelt wegen der erstaunlichen Weichheit seiner Farbengebung den Sammetbreugel nennt. Derselbe schuf namentlich die schönen Blumenkränze, in die der große Meister Madonnen und andere Heilige hineinmalte. Ferner Jor-

daens, van Thulden, David Teniers u. s. w. Unter seinen Schülern zeichnete sich Diepenbeck, van Hoeck, van Egmont und vor Allen Anton van Dyck aus. Diese Schüler waren damals, im Jahre 1620, meist noch ganz junge Leute und ihrem Alter angemessen immer heiter und guten Muthes. In Gegenwart des Meisters stets sehr fleißig, ergötzten sie sich, wenn derselbe den Rücken gewendet, oft im Atelier desselben mit ausgelassenen Possen, mit Nachlaufen und Federballschlagen. Bei dieser Gelegenheit geschah es, daß van Egmont den gemüthlichen Diepenbeck gegen die von Rubens eben vollendete heilige Magdalena stieß, wodurch der rechte Arm und die Hand derselben fast gänzlich verwischt wurden. Groß war die Verzweiflung der jungen Maler, als sie erkannten, was sie angerichtet, und die Furcht aus dem Atelier entlassen zu werden, bemeisterte sich ihrer mit Recht. In ihrer Angst verfielen sie auf die Idee das Beschädigte selbst wieder zu ergänzen; keiner von ihnen wagte es jedoch an's Werk zu gehen, bis van Dyck auf inständiges Bitten seiner Gefährten sich endlich dazu entschloß. Der junge Mann aber stellte die beschädigte Stelle so bewunderungswürdig wieder her, daß Rubens andern Tages, als er seine Magdalena betrachtete, sich nicht enthalten konnte von eben dem er-

gänzten Theile des Bildes zu sagen: Ce n'est pas la, ce que j'ai fait hier le moins bien. Erst als die andern Schüler ihm reuemüthig gestanden, was vorgegangen, erkannte er die talentvolle Hand Anton van Dycks und bevorzugte ihn seitdem auf das Sichtbarlichste. Derselbe malte dann unter seiner Aufsicht einen Ecce homo, welcher eben vollendet, nach der Beschreibung des Herrn von Proff, ein Wunder der Kunst gewesen sein muß.

Rubens hielt jedoch dafür, daß van Dyck fast noch mehr Talent zur Portraitmalerei, wie zur Historie besitze. Deßhalb betraute er ihn mit der für einen Schüler gewiß seltenen Auszeichnung, das Portrait seiner Gemahlin Elisabetha Brandt, die er 1609 heimgeführt hatte, für ihn selbst zu malen.

Auch dieses herrliche Bild sah Herzog Wolfgang im Atelier des Künstlers. Es stellte die Gattin des großen Meisters in der Blüthe der Jahre in Lebensgröße dar und war über alle Maaßen lebendig und schön gemalt. Das regelmäßige ernste und doch liebliche Gesicht der reizenden Flammländerin schaute unter einem dunkeln spitzigen Hute mit braunen lebhaften Augen in die Welt hinein. Schlichtes braunes Haar fiel um die sanft gerötheten Wangen. Ein enganliegendes, goldgesticktes Gewand zeigte den edlen ebenmäßigen Wuchs

der Dame. Um die vollen Arme legte sich ebenfalls das Kleid dicht an und nur die überaus schöne Hand und der Obertheil des Halses zeigte die Meisterschaft des Künstlers in Behandlung der zarten Fleischtöne. Das Ganze machte den Eindruck einer Dame von vornehmer Herkunft und einer edlen hochsinnigen Frau und Mutter.

Peter Paul Rubens lehnte den Wunsch des Herzogs nach Düsseldorf zu kommen, einige Zeit an seinem Hofe zu verweilen und sein Bildniß zu malen unter dem Vorwande dankend ab, daß er für die Königin Maria von Medicis zu sehr beschäftigt sei, doch würde er ihm, gern seinen besten Schüler: Anton van Dyck schicken, aber derselbe sei vor Kurzem nach Italien aufgebrochen. „Zwar," fügte er lächelnd mit diplomatischer Miene hinzu, „ist er noch nicht sehr weit dorthin vorgerückt, aber es wird schwer halten, ihn Eurer Durchlaucht baldigst zuzuwenden, denn Amors süße Bande halten ihn gefesselt."

Als Herzog Wolfgang Wilhelm nun mit freundlichen Worten ihn anging, ihm Näheres von seines talentvollen Schülers Verbleiben mitzutheilen, berichtete Peter Paul Rubens, daß er vor einigen Monaten aufgebrochen sei, um über Brüssel und Lüttich den schönen Rheinstrom entlang nach Italien zu reisen. Er

selbst habe ihm dazu ein weißes Roß sammt Sattel und Zaumzeug mit auf den Weg gegeben. Der junge Künstler habe sich jedoch unfern Brüssel in dem Dorfe Savelthem in eine hübsche Bauerndirne mit Namen Anna van Ophem, welche die erkrankten Schooßhündchen der Infantin Isabella in Pflege hatte, verliebt, dieselbe als Heilige und ihre Mutter als Schutzpatronin gemalt, sich selbst hoch zu Rosse ebenfalls als Heiligen dargestellt und scheine gar nicht mehr von dort weichen zu wollen.

Unser gnädigster Herzog, stets ein Freund jedes wahren Talentes, aber ein abgesagter Feind aller Winkelliebschaften, veranlaßte sodann Rubens alsobald einen vertrauten Bekannten, den Ritter Nanni, an van Dyck zu senden. Derselbe überbrachte ihm Briefe seines Meisters, so wie die Aufforderung Wolfgang Wilhelms sich nach Düsseldorf zu verfügen und ihn zu malen. Der erfahrene Italiener, denn das war Ritter Nanni, regte die Ruhmsucht, den Ehrgeiz und den Kunsteifer des jungen Malers von Neuem an; derselbe riß sich kurze Zeit nachher von seiner Geliebten los und schlug den Weg nach dem Rheine ein. —

Ich werde dir, sprach die Großtante, über diesen Aufenthalt van Dycks in Düsseldorf später berichten, kehre aber jetzt nach Antwerpen zurück.

Als Herr von Proff am andern Tage allein in das Atelier von Rubens zurückkehrte, traf er dort in eifrigster Unterhaltung einen reich gekleideten Cavalier mit brandrothem kurzgeschorenen Haar und rothem Schnurr- und Knebelbart. Er erfuhr, daß dies Sir Robert Dudley, Graf von Warwick sei, ein Edelmann, welcher so eben aus England nach Belgien geflüchtet war und sich in Antwerpen in Begleitung eines Pagen aufhielt, von dem Jedermann behauptete, daß er weiblichen Geschlechtes sei und nur die Pagenkleider angelegt habe, um mit dem Engländer in die weite Welt hineinzulaufen.

Sir Robert Dudley war der Sohn des berühmten Geliebten der Königin Elisabeth, gleichen Namens und Grafen von Leicester, von dem die Zeitgenossen sagten, er sei „le cœur de la cour“ gewesen. Dennoch habe er es nicht durchsetzen können, von der Königin geheirathet zu werden, und dieselbe habe ihm stets geantwortet: „Je ne connais d'autre époux, que mon peuple.“ Er war zwar nicht so schlimm, wie sein Vater, der die unglückliche Maria Stuart auf's Schaffot und notorischer Weise seine erste Gemahlin und mehrere andere Personen durch Gift um's Leben gebracht hat, aber er war auch ein äußerst extravaganter Cavalier, den man in England, außer tausenden von

Liebschaften, der Bigamie bezüchtigt hatte und der bei Lebzeiten seiner zweiten Gattin in Italien eine dritte Gemahlin nahm, auch später Kammerherr des Großherzogs Cosmus II. in Florenz wurde und das Dudley-Pulver, ein Universalmittel gegen alles Mögliche erfand.

Sir Robert, der Zweite, hatte in England, wo die Wittwe seines Vaters, eine Gräfin von Essex, noch lebte, vergebens seine Abkunft als legitim anerkennen zu lassen versucht. Er war und blieb der unehliche Sohn des Grafen von Leicester und einer verwittweten Lady Sheffield, geborene Douglas. Sein Vater hatte ihm jedoch große Reichthümer testamentarisch hinterlassen. Seine Erziehung war eine ausgezeichnete und militairische gewesen, und er hatte, persönlich muthvoll und tapfer, schon als ganz junger Mann den spanischen Seekriegen und der Einnahme von Cadix beigewohnt. Dann war er mit eigenen Schiffen und einigen Pagen in der halben Welt umhergefahren und hatte schließlich Jakob I. ein Finanzproject vorgelegt, welches dem Könige die doppelten Steuereinkünfte sichern sollte. Trotz alledem mußte er vor kurzer Zeit schon zum zweiten Male aus England entfliehen: natürlich in weiblicher Begleitung, denn er war, abgesehen von seinen rothen Haaren, gleich wie sein Vater ein sehr

schöner, kräftiger Mann, dem man die vierzig oder mehr Jahre durchaus nicht ansah.

Aber auch Antwerpen sollte der extravagante Ritter einige Wochen nach seinem Erscheinen bei Rubens meiden müssen. Sein Page, oder vielmehr seine Pagin, hatte es sich nämlich in den Kopf gesetzt, trotz allen Tugendscheines den streng hochkirchlichen englischen Edelmann zu spielen und behielt, eine Prozession, die von der Abtei Sankt Michael in die Stadt zog, neugierig beschauend, beim Vorübertragen des Hochwürdigsten ihre buntbefederte Sammetmütze auf dem Kopfe. Als das Volk nun dieselbe mit Gewalt sammt ihrer Perücke herunterriß, fielen die langen Haarflechten der Donna daraus hervor und Sir Robert mußte alsobald mit seinem Pagen das Weite suchen. Er ging, wie schon gesagt, nach Florenz zurück, wo er am Hofe alle mögliche Auszeichnung und Protection fand, sich auch abermals, ich glaube es war zum dritten oder vierten Mal, jedoch nicht mit obigem Pagen, sondern mit einer schönen Italienerin verheirathete, während seine zweite engländische Gemahlin (die erste war wirklich verstorben) in England ausharrte und König Karl I. ihr den Besitz der Titel und der Güter ihres ungetreuen Gatten sicherte.

Das Leben dieses zweiten Robert Dudley ist,

wie man sieht, fast ebenso romanhaft, als das seines Vaters; jedenfalls aber war er nicht so grundschlecht, wie der Günstling der Elisabeth, sondern nur ein außergewöhnlicher Kopf. In Florenz nahm er die katholische Religion an und verlebte die letzten Jahre seines Lebens in ruhiger und ehrenwerther Weise.

Als Sir Robert sich aus Rubens Atelier entfernt und Herr von Proff nun mit dem großen Meister, den er bereits im Jahre 1615 kennen gelernt hatte, allein war, kam das Gespräch auf mancherlei Kunstgegenstände, wobei nicht unerwähnt blieb, daß Herzog Wolfgang ein großer Kenner jeder Kunst und namentlich auch ein ausgezeichneter Lautenspieler sei. Kaum hatte der berühmte Maler dies vernommen, so verließ er auch das Gemach und kehrte bald darauf mit einer Mandoline zurück, welche an Schönheit und Leichtigkeit des Baues, so wie an Eleganz Alles übertraf, was der Staatssecretair, der selbst musikalisch war, bis jetzt in der Art gesehen hatte.

Dieselbe war nur aus Elfenbein und Ebenholz zusammengesetzt. Der Bauch des Instrumentes wie gewöhnlich in Kürbisform, zeigte je eine Platte Elfenbein und eine Platte Ebenholz, welche kunstvoll in einander gefugt waren. Der Hals war aus einem Stücke Ebenholz geschnitzt und sowohl die Stäbe, wie die Zapfen

waren aus dem schönsten Elfenbein. Der Resonanzboden war braun und zeigte unten in verschiedenen Hölzern eingelegt eine Ansicht der Stadt Paris. Um die Rundung, durch welche der Ton hervordringt, schlang sich kunstvoll eingebeitzt ein Spruch in lateinischer Sprache:

Viva fui in sylvis, cum dura occisa securi;
Dum vixi, tacui: mortua dulce cano.

Welches soviel sagen will als: Ich bin im Walde, wo mir das harte scharfe Beil drohte, lebend gewesen; damals schwieg ich, jetzt aber, wo ich todt bin, singe ich süße Lieder.

Dieses Meisterwerk sprach Peter Paul Rubens, welches einen eben so herrlichen Ton hat, wie es aussieht, ist ein Geschenk Ihrer Majestät von Frankreich, der Königin Maria von Medicis. Dasselbe ist von Gaspard Duiffoprügcar, einem Südtyroler, den König Franz I. in seine Dienste gezogen hatte, in Paris gebaut, und war das Instrument, welches der edle Fürst selbst in seinem Schlosse zu Chambord und in Paris gespielt hat. Nachdem der Künstler diese Worte gesprochen, begann er auf der Mandoline mit großer Fertigkeit die Seiten zu schlagen und entlockte derselben die herrlichsten Klänge. Zuerst spielte er ernste deutsche Lieder, dann sanfte italienische Arien und ging endlich in die wilden spanischen Weisen, die Bolleros

und Fandangos über. Plötzlich unterbrach er sein meisterhaftes Spiel und fragte mit heiterer Miene den Staatssecretair, ob er auch schon Maurische Romanzen singen gehört habe. Da Herr von Proff dies verneinte, so begann er nach einem kurzen Vorspiel einen wunderbar schönen klagenden Gesang, der zu Anfang schon ernst und tragisch, beim Fortschreiten stets düsterer und trauriger wurde und zuletzt mit einem lauten Schrei endigte.

Es war der Fall Granada's, den ich in arabischer Sprache sang, sagte Peter Paul Rubens. Ich habe ihn von einem Mauernsprößling, deren es in Spanien noch viele giebt, in Madrid selbst singen hören und da mir die Grundzüge dieser feinen, sehr ausgebildeten Sprache nicht fremd sind, so eignete ich mir den Gesang an. Wenn es euch Vergnügen macht, so will ich ihn euch übersetzen!

Gieb mir, sprach die Großtante bei dieser Erzählung zu der Großmutter, aus dem Schranke die Mappe mit dem alten Wappen von Berg. Als dies geschehen, blätterte sie einige Zeit darin und nahm endlich ein altes vergilbtes Blatt Papier heraus, welches die Romanze in spanischer Sprache so niedergeschrieben enthielt, wie Rubens dieselbe dem Herrn von Proff damals vorgetragen hatte. Nebenan stand von anderer

Hand eine Uebersetzung derselben, welche ungefähr folgender Maßen lautete:

An dem Krankenbett der Mutter,
Die den stolzen Sohn geboren,
Welcher herrscht in Granada,
Stand der mächtige Kalife,
Hielt in seiner Hand die Hände,
Die ihm über Alles theuer.
Fieber glüht in Mark und Beinen;
Nicht Gebet vermag's zu stillen,
Noch Arznei, noch sanfte Worte.
Sieh! jetzt richtet sich die Kranke
Rasch empor und spricht zum Sohne;
Ihre Stimme tönet schaurig,
Und die dunklen Augen funkeln:
„Weh mir, daß ich Dich geboren,
Deine Krone ist verloren,
Granada in Feindes Hand!“
Und als kaum sie ausgelitten,
Kamen sie daher geschritten:
Er ließ, rasch zur Flucht gewandt,
Granada in Feindes Hand!

Den Schluß dieser Romanze, fuhr Peter Paul Rubens, als er das Dictat geendet, fort, bildet ein arabischer Aufschrei, der so viel als „Wehe uns“ bedeutet. Dieses Lied, fügte der große Künstler bei, ergreift mich selbst, wenn ich es singe. Meine vortreffliche Mutter, Margaretha Pypelink erkrankte nämlich, als ich eben aus Spanien nach Mantua zurückgekehrt war. Ich empfing die Nachricht kaum, als ich auch

schon, mit Postpferden Tag und Nacht fahrend oder reitend, hieher eilte. Aber ich kam leider um einen Tag zu spät und hatte nur noch die Genugthuung, ihre irdische Hülle zur Gruft in der Abtei Sankt Michael geleiten zu können. Dort weilte ich dann drei Monate in stiller Betrachtung und betete täglich über ihrem Grabe. Meine Freunde entrissen mich endlich meinem Schmerze; die Erinnerung und die Liebe zu der theuren Mutter gab mir neue Kraft. Ich ergriff nicht die Flucht, wie der Kalife, sondern vertheidigte mich selbst und eroberte mir ein Reich — im Lande der Kunst.

Der edle Mann hatte diese Erzählung, welche Thränen in seinen großen braunen Augen hervorlockte, kaum beendet und die Mandoline wieder in das Nebenzimmer getragen, als auch der Kammerpage Johann von Dalwigk in das Gemach trat und die Ankunft des Herzogs Wolfgang meldete, der den Maler noch einmal vor seiner Abreise besuchen wollte. Derselbe eilte dem hohen Herrn entgegen, empfing ihn, wie das erste Mal, am Fuße der Haustreppe und geleitete ihn in sein Atelier, wo er nun ihm nochmals alle seine begonnenen Arbeiten zeigte. Sodann wünschte der Herzog noch das Arbeitszimmer seiner Schüler zu sehen, und als der Künstler auch diesem Befehle Folge leistete,

wählte der erhabene Fürst in demselben wiederum drei Gemälde aus, welche er mit schwerem Gelde bezahlte.

Das eine war ein Bachuskopf von Jordaens, das andere eine Bauernhochzeit von David Teniers, das dritte Gemälde von der Hand eines noch ganz jungen Mannes, mit Namen Justus van Egmont, zeichnete sich sowohl durch eine vorzügliche Composition, so wie durch ein glänzendes, der Farbe der Rubens-schen Bilder nahe stehendes Colorit aus.

Es stellte eine schöne, reichgekleidete junge Frau in Lebensgröße dar, welche, in einem Garten unter Bäumen und Blumen sitzend, den vor ihr stehenden etwa sechsjährigen Sohn mit einer Blumenkrone schmückt. Derselbe ist gänzlich unbekleidet und hält in der rechten Hand einen Apfel, welcher ihm ein neben stehender geflügelter Genius nebst andern Früchten in einem Körbchen dargereicht hat. Der Knabe blickt unschuldsvoll sinnend umher, während der Genius lauschend zu ihm emporsieht. Die jugendliche Mutter betrachtet im Uebermaße des Glückes mit innigster Liebe den schönen Sohn. Ihr Mund lächelt wohlgefällig und ihre dunklen Augen strahlen vor Freude. Um ihre Schultern fällt vom Haupte über rothblonde Flechten und kleine Ringellocken ein weißer Schleier auf das hellrothe Kleid, dessen Untergewand von blaugrüner Farbe ist. Der

Ausdruck, die Zeichnung, so wie die Färbung des Kopfes der Frau ist über alle Maßen schön und edel. Ebenso ist das Gesicht des Genius und der Körper, so wie der Kopf des Knaben von einer Schönheit des Colorites, wie man sie sonst fast nur bei den Bildern des großen Meisters selbst oder bei van Dyck zu finden gewohnt ist.

Die glückliche Mutter sitzt in der Mitte des Bildes an eine Ballustrade gelehnt. Ihrem rechten Fuße dient als Schemel ein Stein, welcher folgende Inschrift trägt:

Quid flores mater, quid porrigis aliger uvas:
Olim felle satur spinea serta geret.

Welches wohl etwa sagen will: Süße Früchte bringet der Genius und mit Rosen schmückt mich die Mutter; ach, nur zu bald werden Dornen mich verletzen!*)

Dieser Vers, der nur dem tüchtigen Lateiner verständlich, soll von Peter Paul Rubens selbst erfunden worden sein. Er war, wie schon früher gesagt,

*) Dieses Bild ist jetzt mein Eigenthum. Wo es zur Zeit des Herzogs Wolfgang Wilhelm im Schlosse zu Düsseldorf bewahrt wurde, habe ich aus den Papieren der Urgroßtante nicht ersehen können. Unter der Regierung des Kurfürsten Johann Wilhelm, seines Enkels, soll es in einem Zimmer zunächst der italienischen Kapelle gehangen haben. Gleich nach dem Tode, oder selbst noch bei Lebzeiten dieses Fürsten, muß es Eigenthum von Christiane Höninghaus geworden sein, denn es ist in dem Inventar, welches Kurfürst Karl Philipp nach seines Bruders Ableben anfertigen ließ, durchaus nicht aufgeführt. A. d. V.

ein ausgezeichneter Sprachkenner und hat außer lateinischen, auch spanische und italienische Verse und Lieder gemacht. *)

Der Garten, worin die Scene des oben beschriebenen Bildes vorgeht, bietet eine Aussicht auf das Schloß Steen bei Mecheln, welches Rubens Eigenthum war und wo er sich im Sommer zuweilen mit seinen Schülern und seinem ganzen Hause aufhielt.

Was zudem bei diesem Gemälde besonders merkwürdig, ist der in hartes Holz einfach aber kunstvoll geschnitzte Rahmen, welcher so schön wie Ebenholz schwarz lakiret, theilweise auch mit echtem Dukatengold schwer belegt ist. Diese Art von Rahmen wurden in Antwerpen besonders schön gearbeitet und standen sehr im Preise, sind auch in unserer Zeit (1760—70) sehr selten geworden. —

Als Herzog Wolfgang sich aus dem Arbeitszimmer der Schüler wieder erhob, war Rubens Gattin mit

---

*) Im Archive zu Düsseldorf, welches durch die unermüdliche Sorgfalt des Herrn Archivars Lacomblet in ausgezeichneter Weise geordnet ist, befindet sich eine Original-Correspondenz des Herzogs Wolfgang Wilhelm und P. P. Rubens. Dieselbe betrifft drei Gemälde, welche der Fürst wohl bei obigem Besuche bestellt hatte und die für eine Kirche in Neuburg bestimmt waren. Die beiderseitigen Briefe sind Muster des Styls und diplomatischer Feinheit. A. d. V.

ihren zwei Söhnen, Albert und Nicolaus, zufällig aus ihren Gemächern herausgetreten. Kaum hatte jedoch der Fürst die schöne Frau bemerkt, als er sich auch zu ihr wendete und ihr die artigsten Dinge über ihren Gatten und ihre beiden stattlichen Söhne sagte, bei welchem älteren der Erzherzog Albert Pathe gewesen war. Dieser Knabe, ein Bild von Schönheit und Kraft, war im höchsten Grade verständig und aufgeweckt und sprach bereits, obwohl damals, er war 1614 geboren, erst im sechsten Jahre stehend, die spanische Sprache, in welcher der Herzog ihn anredete, mit ziemlicher Fertigkeit.

Die Gemahlin Peter Paul Rubens, Elisabeth Brandt, eine Frau von außerordentlicher Anmuth und Lieblichkeit der Erscheinung, war die Tochter von Johannes Brandt, Schöffen von Antwerpen, und der Clara von Moy, aus einem alten, ursprünglich spanischen Geschlechte. Sie trug in ihren Zügen, obwohl in ihrer Häuslichkeit hochbeglückt, einen gewissen Anflug von Leid und Schmerz, welcher auf frühen Tod zu deuten schien. Auch starb sie, wie Herr von Proff ergänzend berichtete, schon im Jahre 1626 zum größten Leidwesen ihres Gatten, welcher über diesen unersetzlichen Verlust untröstlich war.

In seinem Schmerze ließ er den Leichnam der ge-

liebten Gattin nach der Abtei Sankt Michael bringen und dort in das Grab der Mutter, über dem er so viel geweint und gebetet hatte, einsenken. Dicht dabei ruhte auch schon seit 1611 sein Bruder Philipp Rubens und dessen Gemahlin, Maria von Moy, die Tante der Elisabeth Brandt.

Philipp Rubens war Philologe und ein sehr gelehrter Mann. Sein einziges Söhnlein, starb, von einem Schooßhunde gebissen, an der Wasserscheu. Die Mutter folgte demselben in ihrem Schmerze nach wenig Wochen in die Gruft, und der edle Gatte trauerte um Beide sich ebenfalls zu Tode.

Peter Paul Rubens ließ ihm ein prächtiges Denkmal von schwarzem Marmor setzen und das Bildniß des geliebten Bruders von seiner eigenen Meisterhand darüber anbringen.

Das Epitaphium dieses tugendhaften und kenntnißreichen Mannes, fuhr Herr von Proff fort, sahen wir, nachdem Herzog Wolfgang sich von der schönen Frau beurlaubt und ihrem Gatten, der ihn ehrfurchtsvollst bis an den Wagen begleitet, noch ein gnädiges Lebewohl gesagt, in der Abtei von Sankt Michael.

Was aber den Herzog in den Kirchen Antwerpens, die so überreich an Gemälden und sonstigen Sehenswürdigkeiten sind, am Meisten interessirte, war das

Grabdenkmal, welches in Sankt Andreas daselbst zum Andenken an die unglückliche Königin Maria Stuart kurz vorher errichtet worden. Zwei englische Damen, die, wie es auf dem Epitaphium heißt, vor den Grausamkeiten der Königin Elisabeth aus England entflohen waren und in Antwerpen Schutz gefunden hatten, stifteten dasselbe. Als einziger Schmuck zeigt dieses Denkmal über der flachen Marmortafel, worauf die Widmung und die Beweggründe zu derselben, so wie vorstehende Notiz enthalten, das Bild der edlen, so schmählig gemordeten Königin nach dem Leben gemalt, welches jene Frauen, die wahrscheinlich zum Gefolge der unglücklichen Maria gehörten, auf ihrer Flucht mit nach Antwerpen gebracht hatten.

Dasselbe ist in Medaillonform in einen runden Rahmen aus schwarzem Marmor eingefügt und stellt die erhabene Fürstin in höchster Jugendschöne dar. Sie ist in einem reichen königlichen Gewande mit feinem aufstehenden Spitzenkragen. Um ihren Hals schlingt sich eine Reihe kostbarer Perlen. Ihr weiches Seidenhaar ist mit eben solchen durchflochten. Oben auf dem Haupte glänzt eine kostbare kleine Krone. Die glanzvollen schwärmerischen Augen der erhabenen Fürstin schauen unter dunklen breiten Brauen und langen seidenen Wimpern stolz hervor. Ihre Wangen sind von der zartesten

flüchtigen Röthe wie angehaucht und den rosigen Mund schmückt das lieblichste Lächeln.

Nachdem Herzog Wolfgang an dem Denkmale dieser unglücklichen Fürstin ein Gebet verrichtet und seiner Begleitung noch einiges über diese edle und unschuldig gemordete Königin gesagt hatte, trat er mit seinem ganzen Gefolge die Rückreise an, verblieb die erste Nacht in Mecheln, die zweite in Lüttich, wo er von dem Fürstbischof und dem Domkapitel mit großer Ehrfurcht empfangen wurde, und langte endlich, nach mehr als sechswöchentlicher Abwesenhenheit am 1. Juli wieder in Düsseldorf an.

Der Herzog war bereits bei Neuß über den Rhein gefahren und hatte seinen Weg über Bilk nach seiner Residenz genommen. Das alte Bergerthor, oder wie das Volk es nannte „die Bergerporz", durch welche er einzog, war mit Laubwerk und Fahnen festlich geschmückt und die Düsseldorfer jubelten, wie damals im Jahre 1613 als er mit seiner holden Gemahlin zurückkehrte, dem geliebten Fürsten entgegen. Der ganze Hofstaat war, was die Dienerschaft betraf, unten im Schloßhofe aufgepflanzt und erwartete den gnädigsten Herrn, sagte Fräulein von dem Bongart, und fuhr dann zur Urgroßtante gewendet fort: Das habe ich wieder selbst mit angesehen, liebe Jungfer Höninghausin. Ich war

damals bereits über vierzehn Jahre alt und gar nicht einfältig, sondern begriff und behielt Alles sehr wohl, was man mir sagte.

Frau von Böll hatte mich sammt meiner älteren Schwester, Johanna Katharina, und meiner guten seligen Mutter eingeladen den Einzug oder vielmehr die Ankunft des Herzogs aus den reichen Gemächern anzusehen. Wir kamen etwas spät, denn wir hatten uns erst auf den Weg gemacht als die Glocken zu läuten begannen. Dies war ein Zeichen, daß der Herzog das Weichbild der Stadt betreten; aber von da war noch weit bis zum Schlosse.

Als wir in den Schloßhof traten, gewahrte uns Junker Peter, der Hofnarr des Herzogs, welcher in buntester Kleidung bei dem Gesinde stand und eine Pritsche in der Hand hielt. Dieser sogenannte Junker war keineswegs ein Edelmann, wie der „Junker" andeuten konnte, sondern ein ehemaliger ehrsamer Meistersänger, den der Herzog wegen seines guten Humors in seine Dienste genommen hatte.

Gewöhnlich trug er ein feuerrothes Kleid mit vielen Puffen und Schellen und eine Schellenkappe auf dem Kopfe. Heute aber war er wenigstens in sieben Farben gekleidet. Die Beinkleider waren blau und roth gestreift und liefen in goldgelbe Schnabelschuhe aus.

Der Spenzer war von grünem Stoffe mit blauen und rothen Puffen und Aermeln mit feuerrothen flatternden Bändern und Schellen versehen. Dazu ein kleiner spanischer Mantel von citronengelber Farbe und seine gewöhnliche feuerrothe Narrenkappe mit fast einem Dutzend kleiner Glöckchen und Schellen geziert. Um die Narrenkappe schlang sich eine Krone von Flittergold, die schon sehr verbogen und abgenutzt schien.

So wie er uns gewahrte, eilte er mit gravitätischer Miene auf uns zu und sagte lächelnd, indem er sich bis zur Erde bückte und auf seine papierne Krone zeigte: „Hohe Damen, noch sind wir Herzog und Herr; aber unser Reich geht bald zu Ende. Wir werden jedoch im Stande sein der Schönheit und der Jugend im Geleite der Tugend heute noch einen Platz im Schlosse anzuweisen, wie es Hochdenselben gebührt.“ Dabei hüpfte er mit gelenkigen Füßen vor uns die Schloßtreppe empor, öffnete die hohen Flügelthüren der fürstlichen Gemächer, setzte Stühle an die Fenster und legte Polsterkissen in dieselben.

Als meine gute Mutter ihm für seine eifrigen Dienste ein dreißig Stüberstück zum Geschenk machen wollte, wies er es mit den komischen Worten zurück:

Passato il pericolo: — gabbato il Santo!

Welches so viel sagen will als: Wenn die Gefahr vor-

über, betrügen wir den Heiligen. Wir lachten herzlich über diesen komischen, wenn auch nicht ganz passenden Spruch und ich sprach zu ihm mit artiger Miene: Junker Peter, ihr seid ein freundlicher Herr! Worauf er mir mit blinzelnden Augen zurief:

Mit Schönheit und Verstand,
Kommt man durch das ganze Land!

Dann hüpfte er eilends davon und zeigte sich bald darauf im Hofe auf einem der alterthümlichen Löwen reitend, welche an dem Schloßthore stehen. Der Oberhofmeister ließ es ihm verweisen und er stieg betrübt herunter, legte die papierene Krone ab und sprach zu den Dienstleuten im Schloßhofe: Jetzt seht ihr selbst, daß mein Reich bald zu Ende ist!

Gleich darauf langte Herzog Wolfgang Wilhelm in einem mit vier weißen Schimmeln bespannten Wagen an, schwang sich rasch heraus und eilte die Treppen empor. Oben auf der hohen Marmortreppe stand die Herzogin Magdalena in rosafarbenem Kleide mit dem kleinen Pfalzgrafen in himmelblauen silberbordirten Gewande an der Hand. Der edle Fürst umarmte beide mit innigster Liebe, lobte deren gutes Aussehen und zog sich mit ihnen bald in die innersten Gemächer zurück.

Der Hofstaat verfügte sich in die sogenannten Herzogszimmer und die Dienerschaft und das Volk verlief

sich allmählig, während die von der Reise ermüdeten Hofherrn und Pagen ihre Wohnung aufsuchten. —

Nur Johann von Dalwigk, welcher ziemlich nahe mit uns verwandt war, und uns am Fenster gesehen hatte, kam eilends herauf und begrüßte uns, während Herr von Proff meiner Mutter einen freundlichen guten Tag zuwinkte, dann aber ganz ermüdet nach Hause eilte.

Der Kammerpage war, wie immer, munter und guter Dinge. Wir verlangten alsobald von ihm, er möge uns von seinen Reisen berichten, aber er lachte mich und meine Schwester aus und sagte: Ich möchte von Euch wissen, was es Neues in Düsseldorf giebt!

Wir wußten jedoch selbst sehr wenig; als ich ihm aber erzählte, was uns so eben mit Junker Peter begegnet und wie artig er uns traktiret, sprach er lächelnd: O, der ist stets bei allen Damen sehr galant, macht aber sonst oft sehr böse Witze. Kurz vor unserer Abreise nach Brüssel erschien ein Herr von Mauchenheim aus Cöln, der ich weiß nicht welches Anliegen beim Herzoge in Betreff einer im Jülich'schen belegenen Besitzung hatte. Er war, obwohl schon bei Jahren, ein keineswegs sehr aufgeweckter Kopf und da man ihn bereits kannte und sich Niemand viel mit ihm einließ, so wandte er sich an den Hofnarren, wollte sich über ihn lustig

machen und sagte: Junker Peter, unser Kurfürst hat auch einen Narren mit Namen Wießweiler; er hält aber viel mehr auf ihn, als dein Herzog auf dich und redet zuweilen stundenlang mit ihn. Da antwortete Peter: Mein gnädigster Herr läßt es sich mehr angelegen sein Land und Leute zu regieren, als euer Kurfürst, d'rum hat er nicht Zeit lange mit Gecken zu plaudern!

Gleich darauf wurde der cöl'sche Ritter zur Audienz befohlen, die aber nicht länger, wie etwa drei Minuten andauerte. Als er herauskam schlug Junker Peter dreimal mit seiner Pritsche gegen das Halsband des getreuen Cäsar, der Doge des Herzogs, der eben gravitätisch in's Vorzimmer schritt, lachte laut auf und lief davon.

Junker Peter ist ein Altbayer und sehr gut katholisch, fuhr Herr von Dalwigk fort. Da er weiß, daß der Herzog dieser Religion ebenfalls seit seinem Rücktritt sehr zugethan ist, so klopft er, wo er kann auf die Protestanten und ist namentlich den Reformirten sehr abhold.

Einmal, vor Kurzem erst, ereignete es sich nun, daß sowohl der katholische Stadtpfarrer von Sankt Lambertus, so wie der lutherische von Elberfeld und der reformirte von Wipperfurth bei Hofe zu Tische geladen

waren. Peter verfehlte nicht beim Desert zum Vorschein zu kommen und sich wie gewöhnlich ein Glas Wein verehren zu lassen. Kaum aber hatte er dies auf der drei Herren Wohl ausgetrunken, als er auch anfing die fürchterlichsten Grimacen zu schneiden, als wenn er Leibschmerzen oder Krämpfe bekäme. Als der Herzog sodann ihn fragte, warum er so lamentire, antwortete er: Ist es ein Wunder, daß sich die drei geistlichen Herren im Magen nicht vertragen, da sie in der Kirche so viel Unruhe erregen? Ein anderes Mal kam er in aller Frühe zum Oberstallmeister herein gesprungen und sagte, es wäre ein Wunder geschehen. Als derselbe erstaunt fragte, was es gäbe, antwortete Peter: Mein Pferd ist calvin'sch geworden, es ruft nach dem Habermann. Der Habermann war aber ein calvin'sches Gebetbuch, daß die Düsseldorfer Reformirten sehr anpriesen und das neben den Predigten von Clemens Sylvanus in keinem reformirten Hause fehlen durfte. Der Oberstallmeister, ein sehr freundlicher Herr, verstand den Witz des Narren und ließ seinem Pferde eine extra Ration geben, fügte auch scherzhafterweise bei: So lange der Haber währt, wird es calvin'sch bleiben.

Von den übrigen Hofnarren im deutschen Reiche, die gegenwärtig leben und gelebt haben, weiß er alle möglichen drolligen Geschichten.

Einmal fragten wir ihn, wer Kunz von der Rosen gewesen sei. Da hub er an: Kunz von der Rosen, war ein Junker wie ich: zierlich, behändiglich, arm und elendiglich! Aber er war der Freund des deutschen Kaisers Maximilian I. Als einst in seinem Vorzimmer zwei Fürsten Karten mit einander spielten, fragte sie Kunz, ob derjenige der drei Könige habe, das Spiel gewinne. Als sie dies bejahten, zeigte er ihnen zwei Könige in der Karte, ergriff dann den Kaiser, der gerade eintrat, beim Arm und sagte: Hier ist der dritte König! Zugleich sagte er zum Kaiser: Siehe Max, für einen solchen König halten dich diese Leute! Er spielte damit auf die große Gelindigkeit des Kaisers an, die damals von den Fürsten gar oft mißbraucht wurde.

Junker Peter, fuhr Johann von Dalwigk fort, war ein abgesagter Gegner unsres ehemaligen Pagenmeisters, eines kleinen, verwachsenen Männleins, voller Bornirtheit, Hochmuth und Dünkel. Zu unsrem größten Scherze, sagte er ihm einst in unsrer Gegenwart folgendes komische Verslein:

Wer mit zwanzig Jahren nicht schön,
Mit dreißig nicht stark,
Mit vierzig nicht klug
Und mit fünfzig Jahren nicht reich ist,
An dem ist Hopfen und Malz verloren!

Vierte Abtheilung.

Abelard und Heloise. Arnold von Brescia. Der heilige Arnold. Die Wallfahrt nach Arnoldsweiler. Die Treckmützchen. Johann von Werth. Moitié prince et moitié batard. Ein Verslein auf den Oxenstierna. Anton van Dyck in Düsseldorf. Das Atelier im italienischen Thurm. Ein Bildniß des kleinen Pfalzgrafen. Herzog Wolfgang Wilhelms Portrait. Die Betenden am Kreuze. Der Mummenschanz. Maria Steinhausen. Die sterbende Lilie. Abreise nach Italien.

Hast Du jemals, liebe Anna Regina, sprach die kurfürstliche Kammerfrau an einem der nächsten Festtage, deren, es war gerade Ostern, mehrere aufeinander folgten, vom heiligen Arnold sprechen gehört? Ich meine hiermit keineswegs den Arnold von Brescia, der ein Schüler Abelards war. Aber Du wirst vielleicht auch nicht wissen, wer Abelard und wer Arnold von Brescia waren? Abelard, oder eigentlich Abaillard, später Geistlicher des Benedictinerordens, gleich merkwürdig durch seine Gelehrsamkeit,

wie durch seine unglückliche Liebe zu Heloisen, war 1079 unweit Nantes in der Bretagne in dem Flecken Palais, der seinem Vater Berenger gehörte, geboren. Eine unwiderstehliche Liebe zu den Wissenschaften entführte ihn schon als Jüngling dem elterlichen Hause. Er überließ seinen Brüdern das Recht der Erstgeburt und seine Güter, und begab sich nach Paris. Dort studirte er Philosophie, Jurisprudenz und Theologie und ward bald ein so ausgezeichneter Lehrer und Redner, daß sein Ruf weit und breit in und über Frankreichs Grenzen erscholl. Der nachherige Papst Cölestin II., Petrus Lombardus, Bischof von Paris, Berenger, Bischof von Poitiers, der heilige Bernhard selbst und endlich Arnold von Brescia u. s. w. waren seine Schüler.

Um dieselbe Zeit lebte in Paris bei den Kanonikus Fulbert, ihrem Oheim, eine junge siebzehnjährige Dame von außerordentlicher Schönheit mit Namen Heloise. Aber sie war nicht allein schön, sondern auch hochgebildet und wenige Frauen übertrafen sie an Geist und Kenntnissen aller Art. Abelard, obwohl schon neununddreißig Jahr alt, entbrannte in so heftiger Liebe für Heloisen, daß er Pflichten und Unterricht und selbst den so heiß ersehnten Ruhm darüber vergaß. Die schöne junge Dame aber liebte den geistvollen Mann

nicht minder und entschloß sich zu einer heimlichen Ehe mit ihm. Als ihr Oheim Fulbert dies erfuhr, machte er dieselbe alsobald öffentlich bekannt. Heloise aber läugnete, um ihrem Geliebten in der öffentlichen Meinung nicht zu schaden, die Ehe mit Abelard durch einen förmlichen Eid. Darauf versuchte Fulbert Heloise und Abelard gänzlich zu trennen, welchem jedoch letzterer dadurch zuvorkam, daß er seine Geliebte, oder vielmehr seine Frau, in ein Kloster nach Argenteuil brachte. Der Oheim glaubte nun, er wolle sie zwingen den Schleier zu nehmen und beschloß eine schreckliche Rache. Er ließ eine schmähliche Verstümmlung an ihm vollziehen, deren Nachwirkung den Rest von Abelards Lebenszeit vergiften mußte. Derselbe trat sodann als Benedictinermönch in die Abtei von Saint Denis und Heloise nahm den Schleier zu Argenteuil.

Nachdem die Zeit seinen Kummer einiger Maßen gelindert hatte, setzte er seine Vorlesungen wieder fort, zog sich aber wegen der neuen Grundsätze und Lehren, die er in geistlichen Dingen aufzustellen versuchte, vielfache Verfolgungen zu. Seine Feinde klagten ihn vor der Kirchenversammlung zu Soissons 1122 wegen einer Schrift über die Dreieinigkeit an und brachten es dahin, daß solche für ketzerisch erklärt und Abelard verurtheilt wurde dieselbe selbst zu verbrennen. Da er indeß nicht

nachließ Irrlehren zu verbreiten, so sah sogar der heilige Bernhard, sein ehemaliger Schüler, sich genöthigt im Jahre 1140 auf der Kirchenversammlung zu Sens gegen ihn aufzutreten und seine Schriften und Lehren vom Papste verdammen zu lassen. Zwei Jahre später starb Abelard jedoch, nachdem er seine Irrthümer bereut und widerrufen, in der Abtei St. Marcel unweit Chalons sur Soane, dreiundsechszig Jahre alt. Heloise erbat sich den Leichnam und ließ ihn in ihrem Kloster begraben, um einst an seiner Seite zu ruhen. Die Briefe Abelards und Heloisens sind mehrfach gedruckt und auch in's Deutsche übersetzt worden. —

Der Schüler Abelards: Arnold von Brescia, kam voll neuer Ideen über Religion und Kirche um 1136 in seine Vaterstadt Brescia zurück. Er hatte, gleich wie sein Lehrer, eine hinreißende Beredsamkeit und große Kenntnisse, aber er war noch unruhiger und stürmischer, und regte das Volk gegen die Lehrer der Kirche und gegen die Priester überhaupt auf. Papst Innocenz sprach den Bann über ihn und über seine Anhänger, die man die Arnoldisten nannte. Arnold flüchtete zuerst nach Frankreich und dann in die Schweiz. Im Jahre 1144 erschien er plötzlich in Rom und warf sich als Volksführer auf. Da belegte Adrian IV., der unterdessen den päpstlichen Stuhl bestiegen, die Stadt

Rom mit dem Interdict. Diese noch nie erhörte Schmach beugte die Römer und Arnold von Brescia mußte fliehen. In Campanien ward er aufgegriffen, als Ketzer verbrannt, seine Asche in die Tiber verstreut und sein Anhang bald gänzlich uterdrückten. —

Der heilige Arnold von dem ich dir, mein liebes Kind, sprechen will, fuhr Christiane Höninghaus zur Großmutter gewendet fort, lebte mehr als dreihundert Jahre vor jenem. Er war Harfenspieler am Hofe Kaiser Karls des Großen in Aachen und soll von dem großen Fürsten, wegen seiner schönen Kunst über alle Maßen geschätzt worden sein. Dabei war er ein äußerst frommer und wohlthätiger Mann, der Alles, was er nur erübrigen konnte mit den Armen theilte. Als sein großer Kaiser am 28. Januar 814 verstorben war, ging er von Aachen in seine Heimath im Jül'cher Land und erbaute sich daselbst einen Hof, der „Arnoldsweiler" geheißen wurde, und von dem das Dorf gleichen Namens noch immer so benannt wird.

Auf jenem Hofe starb Arnold, dessen letzte Lebenszeit nur dem Wohlthun gewidmet war, im Rufe der Heiligkeit. Die Umwohner eilten schaarenweise zu seinem Begräbniß, bei dem große Wunder geschahen, herbei. Besonders auf die menschliche Stimme soll ein Gebet zu ihm heilsam wirken und auch für den Haus-

stand gut sein, wie es in einem alten plattdeutschen Liede heißet:

Lott die Bütt un de Votter stahn,
Wir wollen zum Helligen Arnold gahn.
Der Hellige es enne gode Mann,
Der helpt em, dat mer singe kann:
Helliger Arnoldus, Hellige Maria!

Lott ös no Arnoldsweller gahn,
Do fängt det neue Leve an.
De Hellige gevt en goden Gesang
End eur' Wirthschaft en goden Gang:
Helliger Arnoldus, Hellige Maria!

Man sieht in Arnoldsweiler bei Düren noch immer den uralten Grabstein des heiligen Arnold. Er ist darauf in mittelalterlicher Tracht mit der Harfe im Schooße abgebildet. Außerdem steht in der Kapelle daselbst sein aus Holz geschnitztes Bildniß mit braunem Gewande, ebenfalls sein Instrument neben sich gelehnt.*) Hals und Arme des Heiligen sind von gläubigen Leuten mit Opfer von Rosenkränzen, Medaillen und silbernen Herzen behangen. Dieselben haben ohne Zweifel dadurch einen „goden Gesang und en goden Gang in die Wirthschaft" bekommen. Das Kirchlein ist uralt, ent-

*) Von den früheren Merkwürdigkeiten findet sich gegenwärtig nichts mehr dort vor, und selbst der Grabstein soll „verbracht" worden sein. Die Bittfahrt ist ebenfalls längst eingegangen. A. d. V.

hielt aber sonst mehrere schöne Gemälde, die die alten Herzöge dorthin gestiftet, so wie auch einige Glasbilder. Nach diesem einfachen Orte, hatte die Herzogin Magdalena in ihrem frommen Sinne beschlossen eine Wallfahrt zu unternehmen und den heiligen Arnold um Fürbitte für ihren geliebten Sohn anzuflehen. Der kleine Pfalzgraf Philipp Wilhelm besaß nämlich die üble Angewohnheit sehr rasch und überlaut zu sprechen, dabei hatte er eine rauhe, schreiende Stimme. Dies war seiner erlauchten Frau Mutter, die an dem Hofe Herzog Wilhelms, ihres Vaters, stets gewohnt gewesen war, Alles mit Ruhe und äußerer Würde vorzunehmen, sehr unangenehm und sie trachtete dahin, den kleinen Herrn besser zu gewöhnen. Aber siehe da, Alles reden und zusprechen half nicht, und je älter der Prinz wurde, je mehr setzte sich die Gewohnheit bei ihm fest, das was er sagte, rauh und unangenehm hervorzustoßen. Zu jener Zeit aber lebte in Düsseldorf eine junge Dame mit Namen Catharina von Hillesheim, welche eine geborene von Syberg war. Dieselbe hatte in ihrer Jugend an gleichem Uebel gelitten und war durch die Fürbitte des heiligen Arnold davon befreit worden, so daß sie nicht allein sehr schön und deutlich redete, sondern auch mit glockenheller Stimme die alten Kirchenlieder und andere Gesänge

vortrug. Ueberdies gab es daselbst viele andere Leute, welche behaupteten durch eine Wallfahrt nach Arnoldsweiler entweder eine schönere Stimme, oder besonderes Talent für Musik erhalten zu haben.

Die Herzogin Magdalena entschloß sich daher im Herbste, als ihr Gemahl eine Reise nach seinen Neuburg'schen Landen antrat, mit dem Pfalzgrafen die Pilgerfahrt nach Arnoldsweiler zu machen. Dieselbe durfte jedoch der Regel gemäß nur zu Fuße gemacht werden, wenn der sie Unternehmende nicht krank war.

Dies war zwar keine kleine Aufgabe für die zart gebaute, wenn gleich sonst gesunde Fürstin. Aber was unternimmt nicht eine Mutter, um ihren geliebten Sohn ohne Fehle und glücklich zu sehen. Sie erhob sich also an einem schönen Herbsttage in Begleitung des Herrn von Spiering und fast ihres ganzen Hofstaates in aller Frühe 'gen Arnoldsweiler und langte daselbst, mit dem kleinen fast fünfjährigen Pfalzgrafen, der theils getragen wurde, theils neben der Mutter mit dem Rosenkranze in der Hand herlief, schon am selben Abende an, jedoch nicht ohne unterwegs mehrere Mal ausgeruht zu haben.

Die Bewohner der Dorfschaften und Weiler durch welche die Prozession zog, waren erstaunt und erfreut ihre erhabene Fürstin so demüthiglichst im braunseidenen

Pilgerkleide mit Stab und Kapuze daher wandeln zu sehen und man mußte glauben, daß sie sich nicht allein vor dem Kreuze, welches an der Spitze des Zuges vorgetragen wurde, sondern auch vor ihrer vielgeliebten Herzogin auf die Knie nieder warfen, indem sie ihre Stimmen mit dem: „Heilige Maria, bitt für uns!“ der Wallfahrer vereinigten.

Noch am selben Abende trat dann auch die fromme Frau in das festlich geschmückte Kirchlein ein, brachte dem heiligen Arnold ihre Opfer dar, die aus einer silbernen Ampel und einer kleinen goldenen Harfe bestanden, und richtete innbrünstige fromme Gebete für ihres geliebten Kindes Wohl 'gen Himmel.

Sodann zog sie sich mit ihrem Sohne in die Pfarrwohnung zurück, während der Hofstaat in den Bauernhäusern sein Unterkommen fand und die guten Landleute, die dort umher hauptsächlich noch katholisch verblieben waren, sich es zur größten Ehre rechneten, so vornehme Herren zu beherbergen.

Johann von Dalwigk, der um diese Zeit zuletzt Kammerpagendienst versah, behauptete später, so erzählte Jakobea Odilia von dem Bongart, daß er damals zuerst eingesehen habe, daß es unter den Bauersleuten im Jülicher Land wirklich schöne Mädchen gäbe. Er war nämlich bei dem Gemeindevorsteher des

kleinen Ortes einquartirt worden. Derselbe hatte zwei überaus schöne Töchter, die beide Treckmützchen trugen und rothe Mieder mit weißem Schnurbesatz. Diese Treckmützchen, welche auf der andern Seite, gegenüber von Düsseldorf, noch heutzutage (1760—70) gang und gebe sind, haben ihren Namen von dem plattdeutschen Worte trecken, welches ziehen bedeutet. Dieselben sind aus feinem Spitzengewebe, innen mit einer Kupfer- oder Silberspange versehen, und heißen vielleicht nur deßhalb also, weil sie bei der Arbeit, oder beim Tanze oft nicht fest genug sitzen bleiben und dann wieder zurecht gezogen werden müssen. Ziehen aber heißt, wie gesagt, im Plattdeutschen trecken und daher kommt der Name der Treckmützchen.*)

Die beiden Töchter des Gemeindevorstehers gefielen dem Kammerpagen ausnehmend, da er aber nicht wußte, welche er den Vorzug geben sollte, so ward ihm die Wahl schwer und er verschob seine erste Liebeserklärung auf später.

Anderen Tages kehrte die Herzogin Magdalena,

---

*) Diese kleinen zierlichen Mützchen werden noch heute in jener Gegend viel getragen und ebenso benannt. Es sieht allerliebst aus, wenn wie so oft, unter dieser niedlichen Haube ein milchweißes und rosenfarbenes Gesichtchen lächelnd hervorschaut und auf dem Markte zu Düsseldorf Blumen oder Früchte zum Kauf ausbietet. A. d. V.

nachdem sie noch eine Messe über dem Grabe des frommen Harfenspielers gehört hatte, mit ihrem Gefolge in fünf Kutschen nach Düsseldorf zurück. Einige Zeit nachher gewann der kleine Pfalzgraf es über sich, nach und nach ruhiger und auch deutlicher zu sprechen. Er hatte nämlich, als er fünf Jahre alt wurde, einen Hofmeister erhalten, der ihn jeden Vormittag laut vorlesen ließ und ihn zum Schönsprechen ermunterte, ihn auch stets in die Orangerie und zum Ballspiel führte, wenn er fleißig gewesen war.

Natürlich schrieb man diese Veränderung in der Aussprache des Knaben der Fürbitte des heiligen Arnold, des frommen Harfenspielers, zu, und Alt und Jung wallfahrte seitdem noch einmal so stark nach Arnoldsweiler.

Herzog Wolfgang Wilhelm war noch immer nicht zurück, als der Herbst schon mit mächtigen Schritten heranrückte. Die Wirren des unseligen dreißigjährigen Krieges hielten ihn in Neuburg und zuweilen in München gefesselt. Er wollte durchaus keinen Theil an diesem unglückseligen Streite nehmen und bot Alles auf, sich und seinem Lande die Neutralität zu bewahren.

Unterdessen lebte die Herzogin wie immer stille und zurückgezogen bald in Benrath, bald in Düsseldorf.

Selten geschah es, daß ein vornehmer Fremder, der gerade durchreiste, bei Hofe aufwarten durfte.

Eine Ausnahme hiervon wurde indessen bei der Anwesenheit eines Jülich'schen Cavaliers gemacht, welcher in Kriegsdiensten des Herzogs Maximilian von Bayern stand. Es war dies der später so berühmt gewordene Johann von Werth, der in Lüttgen, unfern von Neuß zu Hause war. Sein Vater, ebenfalls Johannes von Werth, besaß in dessen Nähe das ansehnliche Haus Reuschenberg und andere Glieder seiner Familie, so wie eben derselbe standen, wie ich früher schon einmal berichtet, im Mitbesitze des großen Gutes Huppelrath bei Grevenbroich. Die von Werth waren „alte jülich'sche Herren" und keineswegs Bauersleute, wie dummdreiste Menschen gern glauben machen möchten, welche dem berühmten General die adelige Herkunft bestritten haben.

Die Familie von Werth oder von Wierdt, was ein und dasselbe ist, war schon über ein Jahrhundert im Jülich'schen, wohin sie als Edelleute aus Friesland eingewandert, angesessen gewesen, ehe Kaiser Ferdinand II. am 4. April 1635 des berühmten Feldherrn Johann von Werth „uralt rittermäßiges Wappen" bestätiget und confirmirt und ihn in den Freiherrnstand erhoben hat.

Die Mutter des Generals hieß Elisabeth von Streithagen und war aus einem alten jülich'schen Adelsgeschlechte, das zu Metzenhausen bei Aachen angesessen. Deren Vater Wilhelm von Streithagen, Herr zu Ursfeld, hatte mit seiner Gattin, Magdalena von Büchel, der Hochzeit der Herzogin Jakobea in Düsseldorf beigewohnt. Beider Tochter Elisabeth war noch sehr jung dem Vater des Generals zur Ehe gegeben worden, der selbst in der Kraft der Jahre verstarb, während seine Wittwe erst im Jahre 1649 zu Cöln mit Tode abging.

Man hat mehrfach behauptet Johann von Werth sei in Brabant oder im Gelder'schen geboren. Es ist dies jedoch, wie so Vieles, was über den großen Feldherrn geschrieben worden, ein arger Irrthum. Es ist nämlich demselben gegangen, wie es so oft ausgezeichneten Leuten geht: man sagt ihnen Alles Mögliche nach und erfindet das Abentheuerlichste über sie. Eine der komischsten Behauptungen ist die, den ehrenwerthen General für einen Bastard der Grafen von Horn ausgeben zu wollen, wie dies das folgende französische Ammenlied thut, welches noch im vorigen Jahrhundert vielfach im Artois und andern französischen Provinzen gesungen wurde. Dasselbe heißt:

Jean de Vert était un soudard
De fière et riche famille;
Jean de Vert était un trichard,
Moitié prince et moitié batard.

Petits enfans, qui pleurera?
Voilà Jean de Vert qui s'avance!
Aucun marmot ne bougera,
Ou Jean de Vert le mangera.

Jean de Vert était un brutal,
Qui fit pleurer le roi de France;
Jean de Vert étant général
A fait trembler le cardinal.

Petits enfans, qui pleurera?
Voilà Jean de Vert qui s'avance!
Aucun marmot ne bougera,
Ou Jean de Vert le mangera.

Dieses hübsche Lied Wort für Wort zu übersetzen und auch den Sinn vollkommen wiederzugeben, dürfte sehr schwierig erscheinen. Die folgende Uebertragung giebt indessen wohl seinen hauptsächlichen Sinn und Inhalt:

Jan von Werth, ein lust'ger Zecher
War von stolzem reichem Stamme,
Aber auch ein arger Spieler:
Halb ein Bastard, halb ein Prinz!

Wer ist's der von euch jetzt weinet?
Jan von Werth ist schon im Anzug!
Stille, stille, Wickelkindchen,
Sonst verzehrt er dich fürwahr.

Jan von Werth war so ein Wilder,
Daß drob Frankreichs König weinte;
Und es zittert' vor dem Feldherrn
Selbst sogar der Kardinal.

Wer ist's, der von euch jetzt weinet?
Jan von Werth ist schon im Anzug!
Stille, stille, Wickelkindchen,
Sonst verzehret er dich gar!

Das Gedicht scheint jedenfalls zu der Zeit entstanden zu sein, wo Johann von Werth, im Jahre 1636, von Flandern aus in die Pikardie einfiel und sogar Paris bedrohte, während Graf Gallas in die Bourgogne eindrang und dieselbe brandschatzte.

Uebrigens ist es nicht allein Johann von Werth zu Theil geworden, daß man ein Ammenlied auf ihn gemacht hat. Die Schweden und namentlich Ochsenstierna haben ein bei Weitem noch charakteristischeres Lied hervorgerufen, welches fortwährend in Berg und dem übrigen Deutschland gesungen wird und also heißt:

Bet', Kindchen bet',
Morgen kommt der Schwed';
Morgen kommt der Ochsenstern,
Wird das Kindchen beten lehr'n:
Bet', Kindchen, bet'!

Ganz anders lautet freilich der kräftige Spruch, welcher dem Bilde, das Johann von Werth selbst nach Lilienfeld in Böhmen stiftete, beigefügt worden ist:

Wer den General von Werth,
Zu Fuß und auch zu Pferd,
Nicht hochansehnlich ehrt,
Derselbe ist nicht werth,
Daß er soll tragen ein Schwert
Allhier auf dieser Erd'.

Bis um die Mitte dieses Jahrhunderts bliesen die französischen Trompeter stets ein wunderschönes Trompeterstückchen, welches sie l'air de Jean de Vert nannten. Es war dessen Musik angeblich in Paris gemacht worden, während Johann von Werth sich in französischer Gefangenschaft daselbst befand und der ganze Hof wetteiferte, ihm das Leben dort so angenehm, als möglich zu machen.

Doch wohin führen mich heute wieder die Erinnerungen, meine liebe Anna, sprach Christiane Höninghaus zur Großmutter! Ich wollte dir über Johann von Werth's Anwesenheit berichten und komme nach Frankreich und Gott weiß, wo noch hin, wenn ich in dieser Weise fortfahre. Aber so geht es mir immer: Ich bin eine alte Frau, in deren Kopf so viel umher liegt! Doch kehren wir jetzt zum Hofe und zur alten Hofdame zurück, die den General damals und später mehrere Mal noch wieder sah.

Die Herzogin Magdalena empfing den Feldherrn, der zu jener Zeit wohl noch ein simpler Ritt-

meister war, mit vieler Gnade, erstens weil er jülich'scher Edelmann und ihr Unterthan und dann weil er in Diensten ihres erlauchten Bruders „der guten Sache" sich geweiht hatte. Sie lud ihn zur Tafel, erschien aber selbst nicht dabei, sondern überließ die Bewirthung dem Herrn von Spiering.

Vormittags hatte man dem Gaste die zwei Compagnieen Pfalz-Neuburg'scher Fußtruppen, die Reiter und Artillerie aufgestellt, die damals die Besatzung der Festung Düsseldorf ausmachten. Bei der Gelegenheit war Fräulein von dem Bongart des stattlichen Cavaliers ansichtig geworden und beschrieb ihn folgender Maßen.

Johann von Werth war mehr breit wie hoch; das heißt: er mochte fünf und einen halben Schuh Höhe haben, hatte aber dabei außerordentlich breite Schultern und eine gewölbte Brust, ungewöhnlich starke Schenkel, wie es einem Reiter gut steht, und einen kräftigen, nervigen Arm, an den sich eine kleingeformte runde Hand schloß. Sein Kopf sah, wenn man ihn nur in der Entfernung erblickte, wild und unförmlich aus, woran hauptsächlich das dichte, damals unverschnittene, braune Haupthaar Schuld sein mochte. In der Nähe gesehen, gewahrte man, daß das Gesicht des Kriegers durchaus nichts Unschönes hatte. Sein Auge war blau und gut geformt, sein Nase zwar stark, aber

im Verhältniß nicht zu groß. Der Mund war von einem großen Schnurrbarte beschattet, zeigte aber, wenn er sprach, eine Reihe schöner Zähne und gab bei lautem Lachen, oder auch nur beim Lächeln dem Gesichte etwas außerordentlich Guthmüthiges.

Der tapfere Kriegsmann reiste nach einigen Tagen von Düsseldorf über Cöln, wo damals seine Mutter lebte, nach Bayern zurück, jedoch nicht ohne von der Herzogin Magdalena mit herzlichem Gruße und andern Aufträgen für ihren erlauchten Bruder beehrt worden zu sein.

Kaum hatte der edle Ritter, der nachher so ausgezeichnete General, sich beabschiedet, als sich auch schon wieder ein neuer Besuch bei Hofe meldete. Es war dies jedoch niemand anders, wie der sehnlichst erwünschte junge Maler: Anton van Dyck, welcher seine Schöne in Savelthem im Stiche gelassen und mit Briefen von Rubens in Düsseldorf anlangte.

Die Frau Herzogin befahl Herrn von Spiering den Künstler mit Auszeichnung zu behandeln, empfing ihn sodann selbst in einer Audienz und trug ihm auf, da Herzog Wolfgang Wilhelm wohl noch einige Zeit abwesend sein werde, einstweilen das Bild des kleinen Pfalzgrafen zu malen. Damit dies leicht und ohne viele Bemühung für den kleinen Herrn von statten gehe, stellte man dem Maler in dem hohen nördlichen

sogenannten italienischen Thurme des Schlosses ein großes Gemach zur Disposition, welches sonst unbenutzt, aber, da es Nordlicht hatte, und sehr hoch war, sich ganz und gar zum Atelier eignete.

Dieses alterthümliche Gemach stammte noch aus der Zeit, wo Herzog Wilhelm, der Vater des Gemahls der Jakobea von einer Reise nach Italien heimgekehrt und von dort allerlei Merkwürdigkeiten mitgebracht hatte. Die Wände waren mit rothbraunen, in Gold gepreßten flanderschen Ledertapeten bekleidet. Die Sessel und Stühle schienen wenigstens ein Jahrhundert alt zu sein. Der hohe alterthümliche Kamin war von schwarzem Marmor und man sah auf seinem Gesimse allerlei Raritäten, als Sanduhren, Chinesische Männlein, Muscheln und rohe Erzstufen, so wie endlich einen großen, etwa drei Fuß hohen, venetianischen Spiegel, von blauem Glase, den die Schloßbewohner nur mit Furcht betrachteten und welchen man für einen Zauberspiegel ausgab.

Anton van Dyck richtete sich in diesem Gemache ganz gemüthlich ein und malte das Bild des kleinen Pfalzgrafen mit größter Vollendung in wenigen Tagen. Als es fast fertig war, führte Herr von Spiering mich und meine Schwester Johanna in das Atelier des Künstlers.

Ihr hättet sehen müssen, liebe Christiane, hob das alte Hoffräulein an, was dieser van Dyck für ein schöner Mensch war. Er sah aus, wie Milch und Blut, hatte rothblonde Locken und blaue Augen und eine so zarte, schöne, kleine Hand, wie eine Dame. Dabei war er höchst artig und gebildet und sprach das Deutsche so weich mit seinem flammländischen Accente, daß es eine Freude war, ihn zu hören. Er sagte mir auch gleich allerlei schöne Reden über mein „hübsches Colorit," über die „zarten Linien" meines Gesichtes und über das „tiefdunkle kobaltblau" meiner Augen. Johanna meinte, er habe „koboldblau" gesagt, und neckte mich noch lange damit. Aber ich muß damals mit fünfzehn Jahren auch ein reizendes, kleines Ding gewesen sein, wenigstens behaupteten dies alle Männer, die mich in jener Zeit gekannt haben. Es war auch früher nicht, wie jetzt (1703) fuhr das alte Hoffräulein fort: damals, in meiner Jugend, sagten die Herren den Mädchen noch gerade die Wahrheit, wie zur alten Ritterzeit, oder sie sprachen — gar nicht. Natürlich alles mit Anstand und nur mit Anstand!

Das Bild des kleinen Pfalzgrafen war allerliebst. Die gute Herzogin hatte ihn in ihr bevorzugtes Rosa kleiden wollen, aber der Künstler erbat sich ein grünes Gewand, weil diese Farbe besser für die Wirkung des

Gemäldes sei. Der kleine Herr stand im sammetnen Kleide, welches Magdalena, ihrem Geschmacke doch in etwas folgend, mit einem Dutzend von Rosaschleifen versehen hatte, auf einen zierlichen Degen gestützt, ganz gravitätisch da. Sein rosiges Gesichtchen blickte lebhaft und heiter aus dem Bilde heraus. Reiche, braune Locken fielen auf Hals und Schulter. Eine Spitzenkrause, ein zierlicher kleiner Mantel und eine goldene Kette schmückten ihn. Seine dunkelrothe kleine Mütze mit weißer Reiherfeder lag neben ihm am Boden. Den Hintergrund bedeckte ein braunrother Vorhang mit dem in einer Ecke schön gemalten pfalzischen Wappen.

Als Herzog Wolfgang nach einigen Wochen von Neuburg heimkehrte, begann der junge talentvolle Maler alsobald auch dessen Bildniß, welches ihm ebenfalls über alle Erwartung gelang und noch heute (1760—70) in der Düsseldorfer Gallerie die größte Bewunderung aller Kunstkenner auf sich zieht.*)

---

*) Dasselbe wurde zuerst im Wohngemache der Herzogin Magdalena aufgestellt. Nach deren Tode kam es in den Ahnensaal. Um 1706 ließ der Enkel Wolfgang Wilhelms, der Kurfürst Johann Wilhelm, es der damals erst neuerbauten großen Gemäldegallerie beifügen. Im Jahre 1805 kam das Bild nach München und bildet jetzt eine der größten Zierden der Pinakothek. Es ist von Strixner und Piloty lithographirt und auch mehrfach in Kupfer gestochen worden. A. d. V.

Der Herzog ist auf diesem Bilde in reicher, spanischer Kleidung dargestellt, welche aus einem schwarzen Sammetgewande mit kleinem, zierlichen, eingepreßten Muster, aus Beinkleidern von demselben Stoffe, die bis zu den Knieen reichen und aus einem spanischen Mantel besteht. Ueber den Pourpoint fällt an einem breiten Bande der hohe Orden des goldenen Vließes*) welcher ihm von dem Könige Philipp III. von Spanien verliehen worden war.**) Die wunderbar schön gemalte rechte Hand ist leicht an die Brust angelehnt, während die linke auf eleganten Degen ruht, der halb unter dem Gewande versteckt ist. Sein schönes Antlitz, von braunem Haare überdeckt, mit

*) Dieser Orden wurde von Philipp III., Herzog von Burgund, gestiftet. Sowohl die spanischen Bourbonen, als auch die Fürsten aus Lothringen-Habsburg vergeben denselben noch heute. Schon Kaiser Carl V. verordnete, daß die Ordenskette, welche aus Feuerstahl und Feuersteinen en émail zusammengesetzt ist, nur an feierlichen Tagen, gewöhnlich aber das Vließ bloß an rothem Bande getragen werde. Jetzt ist dieselbe ausschließend die Decoration des Großmeisters. Herzog Wolfgang Wilhelm trägt sie jedoch auf seinem in der Sammlung der Portraits von van Dyck befindlichem radirten Bildnisse.

**) Meine gute Großmutter vermeinte, daß es Philipp IV. von Spanien gewesen sei, welcher dem Herzoge Wolfgang Wilhelm den Orden des goldenen Vließes verliehen. Dies war jedoch ein Irrthum, denn Anton van Dyck traf schon im Herbste des Jahres 1620 in Düsseldorf ein und malte alsobald das Portrait, während König Philipp III. erst 1621 verstarb. A. d. V.

dichtem braunen Schnurr- und Knebelbarte, schaut sinnend zum Beschauer herüber. Sein dunkles Auge zeigt die edle Seele, und der scharf geschnittene, ernste Mund scheint milde Worte, aber auch des Schweigens hohen Werth und Nothwendigkeit zu kennen. Neben ihm zur rechten Seite steht der schon erwähnte prächtige Doggenhund Cäsar, dessen Vater er, als ein ganz junger Mann der Königin Elisabeth seinen Besuch abstattend, aus England mitgebracht und den er selbst erzogen und so an sich gewöhnt hatte, daß er fast nicht ohne ihn und der Hund nicht ohne seinen Herren sein konnte.

Sowohl der Kopf des Fürsten, so wie dessen zarte, zierliche Hand sind außerordentlich wahr und so schön und durchsichtig gemalt, daß man nur Leben vor sich zu sehen glaubt. Auch die Kostüme und die Nebensachen sind breit und groß hingestellt. Der treue Cäsar aber ist von einer Naturwahrheit, wie nur van Dyck oder Sneyers solche Thiere wiederzugeben im Stande gewesen sind. Das Bild ist in Lebensgröße ausgeführt; der Herzog erscheint aber fast größer, wie ein gewöhnlicher Mann. Dies war er übrigens im Leben auch, und wer ihn sah, staunte über die erhabene, ritterliche Erscheinung. Dabei hatte er, wie Fräulein Jakobea von dem Bongart berichtete, ein überaus einneh-

mendes Wesen und die „vornehmsten Manieren;“ seine Stimme aber tönte wie der „Klang einer Glocke.“ *)

Herzog Wolfgang wollte den Künstler veranlassen auch das Bild seiner erlauchten Gemahlin zu malen. Erstens hatte aber Magdalena keine rechte Lust, weil sie schon in München einmal sehr viel Zeit mit solchem Stillsitzen verloren und dann sehnte sich der junge Maler Düsseldorf zu verlassen, weil er erst dort wiederum ein Abentheuer bestanden hatte, welches seinem Herzen eine neue Wunde geschlagen.

Van Dyck war, wie schon erwähnt ein ungemein großer Anbeter der Schönheit, und pflegte, wenn er nicht gerade arbeitete, viel spazieren zu gehen und stets den schönen Damen nachzuforschen.

Er mochte ungefähr vierzehn Tage in Düsseldorf

---

*) Dieser Glockenklang der Stimme ist — mit wenigen Ausnahmen — bei allen Mitgliedern des bayerischen Fürstenhauses erblich. Mein allergnädigster König und Herr, Maximilian II. von Bayern, hat ein so herrliches Organ, daß dasselbe Jedermann unwillkürlich zu Herzen dringet. Mir ward mehrfach Gelegenheit dies in Privat-Audienzen, so wie bei dem Georgenritterfeste und an anderer Stelle zu vernehmen. Die Großmutter behauptete, daß ihr erlauchter Landesvater, der Kurfürst Karl Theodor von Bayern, Herzog in Jülich und Berg — mit dessen Bildnissen der Bruder Seiner Majestät, Prinz Adalbert frappante Aehnlichkeit hat — „silberhell“ gesprochen habe.

A. d. V.

sein, als es ihm eines Tages begegnete, daß er, als er gerade in den Kirchen umherstieg, um die Alterthümer, oder was sich sonst fände, zu betrachten, vor dem großen Crucifixe, welches sich an der nördlichen Seite der Sankt Lambertuskirche erhebt,*) zwei Frauen in tiefer Trauer gewahrte, die in eifrigem Gebete auf der harten Steintreppe knieten. Sie trugen beide nach alter aus den Niederlanden und Spanien herübergekommener Sitte, ein langes, schwarzseidenes Tuch um den Kopf, welches in Form einer Kapuze zusammengezogen war, Schulter und Hals bedeckte und nach vorn über der Brust gefalten blieb.

Die ältere der Damen erschien als eine würdige

*) Dieses unter dem Namen das Kreuz bekannte, noch heute vor der Kirche an der Nordseite stehende Bild des gekreuzigten Heilandes, zu beiden Seiten die mitgekreuzigten Schächer, unterhalb Maria die Mutter Jesu, Johannes und der römische Hauptmann, ist ganz aus Stein in kolossaler Größe und wahrscheinlich um die Mitte des sechszehnten Jahrhundert verfertigt worden. Es ist ein sehr kunstreiches Denkmal damaliger Zeit. Ueber demselben befindet sich folgende bedeutungsvolle Inschrift:

Effigiem Christi, dum transis, semper honora;
Non tamen Effigiem, sed quem designat, adora.

Welches in deutscher Sprache sagen will:

Christi Bildniß verehre, so oft du ihm immer begegnest,
Doch nicht bete das Bild, nein Den an, den es bezeichnet.

A. d. V.

Matrone von mehr als siebzig Jahren; die jüngere hingegen war ein reizendes, junges Mädchen, welches kaum achtzehn Sommer zählen mochte. Ihr regelmäßiges, bleiches Gesichtchen schaute von hellblonden Locken umspielt andächtig zum Gekreuzigtem empor, während die Kügelchen ihres Rosenkranzes durch ihre Finger glitten. Sie schien einer gemalten Maria ähnlicher, als einem lebenden Wesen. Anton van Dyck betrachtete sie mit Staunen und tief bewegt, und als endlich eine alterthümliche Kutsche ankam und die beiden Damen abholte, war er noch so in Sinnen versunken, daß er gar nicht daran dachte, derselben nachzueilen, um den Aufenthalt der Damen zu erforschen.

Vergebens war aber später sein Sehnen und Trachten, das schöne Mädchen und die alte Frau aufzufinden. Ja nicht einmal deren Namen konnte er erfahren, und wenn er das Begegniß erzählte, so lachten ihn fast alle Leute aus und meinten: „Es gäbe in und um Düsseldorf so viel schöne Mädchen und so viel alte Weiber, daß die rechten schwer heraus zu finden.“

Endlich kam jedoch der Zufall seinen Wünschen entgegen: Ungefähr zwei Monate nach der Rückkehr des Herzogs feierten die Bürger in dem großen Saale des Rathhauses ein Ballfest, oder vielmehr ein Maskenfest, damals „Mummenschanz“ genannt. Bei dieser Gelegen-

heit gewahrte der junge Maler plötzlich ein Mädchen, welches jener Unbekannten vollkommen ähnlich sah. Als er ihr näher trat, erkannte er, daß er sich nicht getäuscht hatte. Sie war es wirkkich!

Er erfuhr nun, daß sie die Enkelin des früheren Bürgermeisters der Stadt mit Namen Maria Steinhausen sei. Sie wohnte nicht in Düsseldorf, sondern hielt sich mit ihrer Großmutter meist in Gerresheim auf. Ein alterthümliches, schloßartiges Gebäude, welches dicht an das alte Damenstift grenzte, war, nebst reichem Grundbesitz daselbst Eigenthum ihrer Angehörigen.

Damals, als Anton van Dyck sie zuerst sah, war sie nur mit der Großmutter in die Stadt gekommen, um einige Einkäufe zu machen, hatte auch nicht verfehlt mit der alten Frau „einen Rosenkranz zu beten," war aber seitdem nicht mehr in Düsseldorf gewesen.

Der verliebte Künstler staunte sie bei jenem Feste von Neuem an, und blieb in ihre Schönheit ganz verloren. Ihr Bild hatte er treu in seinem Gedächtniß bewahrt, aber so schön, so überaus lieblich, war sie ihm damals doch nicht erschienen.

Sie trug bei diesem Feste kein Maskenkleid, sondern nur ein einfaches weißes Gewand, welches mit violettem Seidenbande garnirt war. Das ganze Wesen dieser

lieblichen Erscheinung war fast nicht wie von dieser Welt. Wenn sie stille saß, blickte sie sinnend vor sich hin; tanzte sie, so schwebte sie nur daher und berührte kaum den Fußboden; wenn sie aber sprach, so schien es, als ertönte ein sanftes, frommes Lied aus einer höheren und besseren Welt.

Anton van Dyck war so entzückt von diesem reizenden Mädchen, daß er ihr in galantester Weise alsobald eine Art von Liebeserklärung machte, die auch von der Tante—die Großmutter war natürlich zu Hause geblieben — ganz günstig aufgenommen wurde. Man wußte nämlich unter den Bürgern sehr wohl, daß der junge Künstler bei Hofe angesehen und so eben erst das Bild des kleinen Pfalzgrafen und des Herzogs gemalt und reich dafür belohnt worden war.

Maria erschrak vorerst fast mehr über die Verliebtheit des Malers, als sie sich freute. Sie fühlte jedoch etwas in ihrem jungen Herzen, was wie Gegenliebe klang. Anton van Dyck war aber auch an jenem Abende in dem prachtvollen glänzenden Maskenkostüm eines spanischen Edelmannes, schön wie ein Apollo. Sein rothblondes Haar flatterte im Tanze, seine blauen Augen glänzten, als ob sie von dunkler Farbe wären und sein kräftiger Arm schwang die Geliebte im flüchtigen Reigen. Aus seinem Munde strömten

Worte der Liebe und der Hauch der Sehnsucht wehte Marien entgegen.

Statt aller Antwort legte die hübsche Düsseldorferin ihre kleine, weiße Hand auf das hochklopfende Herz. Ach, dieses junge Herz war noch so arm an Erfahrungen, aber so reich an Hoffnungen und vielleicht — an Liebe.

Keine dieser Hoffnungen sollte jedoch in Erfüllung gehen, denn Maria erkrankte kurz nach jenem Feste. Ein tödtliches Uebel ergriff sie: Fieberschauer, stets wechselnd und sich erneuend, durchzuckten ihren zarten Körper. Sie erlag nur allzubald; aber ihre Seele ging rein und schuldlos hinuber in ein besseres Leben.

Anton van Dyck war untröstlich, als er das Hinscheiden des angebeteten Mädchens erfuhr. Er erbat sich von ihren Verwandten die Erlaubniß sie im Tode malen zu dürfen und schuf ein überaus schönes Bild, welches ihm später als Studium diente, als er den Tod der heiligen Cäcilie malte.

Seit jener Zeit litt es den talentvollen Künstler nicht mehr in Düsseldorf, er beurlaubte sich bei Hofe und begab sich nun auf die Reise nach Italien.

Fünfte Abtheilung.

Graf Ludwig von Nassau-Weilburg. Auf katholische, calvin'sche oder luth'rische Manier. Kaiser Adolph von Nassau. Hinc illae lachrymae. Tapezereyen vom Jahre 1292. Das Haus Oranien-Nassau. Albrecht von Oestreich. Die Kaiserwahl. Kurfürst Gerhard von Eppenstein. Die Kaiserin Imagina. Eine Belehnung in Oppenheim. Das Bündniß mit England. Der lauernde Fuchs. Die rebellischen Kurfürsten. Die Schlacht bei Göllheim. Prinz Rupert, der getreue Sohn. Das tapferste Herz Deutschlands.

Nach der Abreise des jungen Künstlers, welcher sich in Düsseldorf vielfacher Sympathien erfreut hatte, blieb es einige Zeit sehr stille bei Hofe. Dies war aber gleichsam nur die Ruhe vor einem Gewitter, welches jeden Augenblick zum Ausbruche kommen konnte. Rings in den deutschen Landen und besonders in den Erblanden der Herzogin Magdalena, tobte nämlich schon mit allen seinen Schrecknissen jener unglückselige dreißigjährige Krieg, und obwohl derselbe einstweilen

unsere Herzogthümer nicht direct berührte, so stand dies doch für später in Aussicht. Dazu sah man jetzt noch einer abermaligen Ueberfluthung der Jülich'schen Lande durch die Holländer oder durch die Spanier entgegen. Der im Jahre 1609 zwischen denselben geschlossene Waffenstillstand, welcher in letzter Zeit ziemlich aufrecht gehalten, das heißt nicht mehr wie im Anfange durch kleine Neckereien und Scharmützel unterbrochen worden war, ging nämlich am 9. April des Jahres 1621 zu Ende. Herzog Wolfgang Wilhelm fürchtete mit Recht, daß sein Land wieder der Tummelplatz der Parteien werden könnte und sann darauf dies bestmöglichst abzulenken. Er beabsichtigte eine Reise nach dem Haag, wo Moritz von Nassau-Oranien, der Sohn des berühmten Wilhelm von Oranien, seinen Hof hielt. Die Infantin Isabella bestärkte ihn brieflich in diesem Vorhaben, und gedachte ihn als Vermittler für einen neuen Waffenstillstand zu gebrauchen. Noch unentschieden in Betreff der Abreise nach Holland, wo er Niemand persönlich kannte, kam der Zufall seinen Wünschen und Absichten entgegen.

Graf Ludwig von Nassau-Weilburg, ein urlutherischer Herr und Anverwandter der Oranier, ließ es sich einfallen auf seiner Rückreise aus dem Haag bei uns in Düsseldorf einzusprechen. Er war in früheren

Jahren dem Herzog Wolfgang Wilhelm mehrere Mal auf Reisen begegnet, und hatte sich ihm, da er ein gemüth- und kenntnißvoller Mann war, wohl befreundet.

„Ich habe gedacht, ich müsse unserm lieben Vetter von Neuburg doch einmal so: mir nichts, dir nichts, in's Haus fallen" sprach er, als er aus seiner alterthümlichen mit mächtigem Wappenschilde verzierter, mit grün und orange ausgeschlagener Kutsche stieg: „Auch soll uns der Krieg nicht entzweien, so wenig als die Religion, und alle meine Vetter mögen jeder auf seine Art selig werden: Ihr auf katholische, die Oranier auf calvin'sche und wir auf luth'rische Manier!"

Graf Ludwig war ein starker, wohl genährter Herr von mehr denn sechszig Jahren mit äußerst leutseligem und einfachem Wesen. Er verblieb einige Tage bei Hofe und entzückte Alle durch sein wohlwollendes freundliches Thun und Walten. Mit Herzog Wolfgang pflegte er ernste religiöse Gespräche, und mit dem kleinen Pfalzgrafen spielte er Kinderspiele. Den Hofdamen sprach er von den neuesten Moden in Frankreich, und der Herzogin Magdalena erzählte er — es war dies ihre Lieblingssache — meilenlange Geschichten aus der alten Zeit.

So kam er, excusez du peu, unter Anderem auch auf die Geschichte seines glorreichen Ahnherrn, des er-

lauchten deutschen Kaisers Adolph von Nassau, und verfehlte nicht bei der Gelegenheit in Uebereinstimmung mit unsern Herrschaften anzuführen, daß die Grafen von Habsburg immer allzuhoch hinaus gewollt und doch bedenken möchten „von wannen sie gekommen.“

„Es stank ihnen von jeher der Athem nach dem Reich,“*) sagte er leise zu Wolfgang Wilhelm, und hub dann zur Herzogin Magdalena gewendet weiter an: Weil ihr Ahnherr Rudolph ein thatkräftiger Mann war, vermeinten sie alle, sie seien geborene Fürsten und Herren im Reiche, und trachteten sämmtlich nach der Kaiserkrone. Dazu träumten sie noch von der Herrschaft über ganz Italien und hatten nicht genug an ihrem Ungarn und Böhmen. Ja, Maximilian II. soll sogar im Jahre 1572 nach dem Aussterben der erlauchten Jagelonen die Absicht gehabt haben auch das ganze Polenreich an sein Haus zu bringen, was ihm vielleicht auch wohl noch gelungen, wenn er nicht — von wem ist nie ergründet worden — mit einem „genuesischen Süpplein“ vergeben worden wäre.

Freilich waren ihre deutschen Herrenländchen ob und unter der Ens nicht viel werth, und wenn sie nicht Et-

*) Siehe Franks Chronika. Auch Gundling sagt in Betreff der Kronensucht der Grafen von Habsburg von einem Kaiser dieses Geschlechts: Hinc illae lachrymae. A. d. V.

liches als: Steyermark, Tyrol, das Land am Inn u. s. w. von Bayern schon bei Zeiten spoliret hätten, so wären sie „gar arme Grafen" gewesen. Uebrigens haben sie niemals rechten Fuß im Reiche gefaßt, und werden es auch wohl nimmer, denn ihr Sinn steht nach außen und sie begehren nur den Kaisertitel, um unter seinem Deckmantel alles Mögliche zu verlangen und zu erobern.

Doch ich will euch, erlauchte Fürstin und Muhme, fuhr der edle Nassauer fort, nicht mit derlei Dingen, die man am Münch'ner Hofe besser kennt, wie irgend wo, dieweil sie stets bereit sind, euch so viel als möglich an Land und Leuten abzunehmen, „fürnehmlich behelligen," sondern euch jetzt die Geschichte unsres Ahnherrn, des Kaisers Adolph, erzählen, so wie ich sie von meinem Vater selig noch als Jüngling mit Stolz vernommen. Wir hatten damals, ich war kaum den Knabenjahren entwachsen, eine Reise nach Dillenburg gemacht und waren daselbst bei unsern Vettern auf dem Schlosse eingekehrt. Da sahen wir denn in einem hohen Saale acht stattliche gewirkte Tapezereyen,*) darauf des Kaisers Adolphi und seiner Gemahlin Imaginae Bildniß, nach dem Leben auf Pferden

*) Diese Gobelins befanden sich noch um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts im Schlosse zu Dillenburg.
A. d. V.

sitzend, in rechter Größe und Proportion. Beineben stand diese Unterschrift:

Adolphus Comes de Nassaw — Anno 1292
electus Romanorum Imperator.

Das Haus Nassau entsproßt, fuhr Graf Ludwig fort, dem alten Kaiserstamme der Salier. Kaiser Konrad I. hatte einen einzigen Bruder mit Namen Otto. Derselbe erbaute die Laurenburg, welche noch heute in der Grafschaft Holzapfel auf hohem Berge halbverfallen thronet. Er hieß seitdem: der Graf von Laurenburg. Dies mag schon um das Jahr 915—918 gewesen sein. Seine Nachkommen nannten sich seit dem Jahre 1160 Grafen zu Nassau.

Nach Guntram des Reichen, Grafen zu Nassau, im Jahre 1250 erfolgtem Tode, theilte sich sein Haus in zwei Linien: die Walram'sche und die Ottonische.

Der zweitgeborene Sohn Walrams, desjenigen der die erstere stiftete, war Adolph Graf zu Nassau, welcher als deutscher Kaiser vom Jahre 1292—1298 regierte. Der älteste Diether war Dominikanermönch geworden. Von Kaiser Adolph habe ich die Ehre in directer Linie abzustammen, sprach Graf Ludwig zu Nassau-Weilburg mit schalkhaft-gutmüthiger und zu gleicher Zeit selbstbewußter Gebärde. Dann aber fuhr er zu der Herzogin Magdalena gewendet, also fort:

Das Haus Oranien-Nassau entsproßte hingegen von Otto, dem Bruder Walrams und Oheim des Kaisers. Renatus von Nassau, aus der Ottonischen Linie, erbte durch seine Mutter, die eine geborene Prinzessin von Chalons und Oranien war, im Jahre 1531 das Fürstenthum Oranien in der französischen Dauphine und nannte sich fortan: Oranien-Nassau. Sein Vetter und Erbe war der berühmte Wilhelm von Oranien, welcher, obwohl an dem Hofe Kaiser Carl V. aufgewachsen und erzogen, sich an die Spitze der Holländer stellte und die Niederlande den Spaniern entriß. Dessen ältester Sohn aus seiner Ehe mit Anna, des Kurfürsten Moritz von Sachsen Tochter, ist wiederum unser thatkräftiger Vetter Moritz, der jetzige Statthalter der vereinigten Niederlande.

Doch ich wollte vom Kaiser Adolph, unsrem glorreichsten Ahnherrn, erzählen, unterbrach sich Graf Ludwig, zur Herzogin Magdalena gewendet, und hub, als ihm die hohe Frau Beifall zugenickt, folgendermaßen an:

Am Freitag den zweiten Mai, des Jahres 1292, war in der alten Reichs- und Wahlstadt Frankfurt am Main ein lebendiges Gewühl auf allen Straßen. Die Kurfürsten hatten sich daselbst versammelt, um einen Kaiser zu küren. Neun Monate waren seit dem Tode des

letzten, Rudolphs von Habsburg, den man um seiner Weisheit Willen vom simplen Grafen mit gar geringem Besitz zum Reichsoberhaupte erwählt hatte, verflossen. Eine kaiserlose, schreckliche Zeit war wieder im Anzuge, ja fast da gewesen. Der in den letzten Tagen vor Rudolphs Tode mit kaiserlichem Schwerte, ja mit Beil und Strang gehandhabte Landfriede dünkte dem fehdelustigen Adel ein unritterlicher Zwang, und als dessen strenger Stifter und Pfleger noch kaum die scharfen Augen zugethan, erhoben sich die gebrochenen Ritter- und Räuberburgen von Neuem auf Felskuppen, Hügeln und Höhen, über Flüssen und Thalschichten. Es begann wieder das freie, lustige Sattelhandwerk an Kaufleuten, Leibeigenen und Pilgrimmen. Die größeren Herren thaten im Großen, was die Stegereifritter im Kleinen ausführten. Sie nahmen sich Land und Leute weg und überzogen einander mit Fehde, Raub und Brand.

Um dem ein Ende zu machen und dem verwaisten deutschen Reiche einen Kaiser zu geben, hatten sich die Kurfürsten nun versammelt. Aber sie waren nicht einig untereinander, wem sie ihre Stimmen zuwenden sollten. Herzog Albrecht von Oestreich, der erstgeborene Sohn des verstorbenen Kaisers, „vermeint es gebührt ihm diese Dignität, dieweil er des vorigen Königs Sohn

war"*) und glaubte die meisten Aussichten auf die Wahl zu haben.

Er hielt sich der Krone zum Voraus so gewiß, daß er alsbald nach seines Vaters Tode die Reichskleinodien von dem festen Bergschlosse Trifels nach Hagenau gebracht hatte. Jetzt lag er still in Hagenau mit sechshundert prächtig nnd reich gekleideten Rittern und Speerknappen und wartete zuversichtlich und stolz bis der Pappenheimer als Reichsmarschall komme ihm anzusagen, daß die Kurfürsten in einhelliger Kur bereit seien, ihn mit der Krone Karls des Großen zu schmücken und dessen Schwert seiner Hand zu vertrauen.

Aber siehe da: nur ein einziger Kurfürst, Boemund von Trier, war für Oestreich gestimmt, weil er hoffte, der mächtige Herzog werde die Anmaßungen der Franzosen, welche ihn fort und fort beängstigten, kräftig zurückweisen. Die andern Kurfürsten aber hatten mit andern Interessen auch andere Wünsche. Vor Allem waren die despotisch-kräftigen Regierungen der edlen Salier, unsrer Ahnherrn, und der erhabenen Hohenstaufen noch nicht völlig vergessen. Es schien um so bedenklicher die deutsche Königswürde, durch Uebertragung vom Vater auf dem Sohn, in einem Hause

*) Hertzogs Elsasser Chronik. II. 49. A. d. V.

erblich zu machen, als man noch erst auf dem letzten Reichstage zu Frankfurt den dringenden Werbungen mit denen der greise Rudolph die Wahl seines Sohnes noch bei Lebzeiten versucht hatte, unter dem Vorwande ausgewichen war, daß das Reich nicht im Stande sei zwei Könige zu gleicher Zeit mit gebührender Würde zu unterhalten. Diese Bedenklichkeit wurde auch durch die Betrachtung der reichen Ländermasse gesteigert, deren Besitz der verstorbene Kaiser durch geschickte Benutzung der günstigen Gelegenheiten und des kaiserlichen Ansehns den Seinen zu erwerben gewußt hatte. Die simplen Grafen von Habsburg waren zu reichen, mächtigen Fürsten geworden und man fühlte sich durchaus nicht geneigt, nach des Vaters Tode, den Glanz des so schnell emporgekommenen Geschlechtes dadurch zu sichern, daß mit der Vererbung der Lehen zugleich auch die Königskrone im Erbrechte übertragen würde. Zudem erschien Albrechts Persönlichkeit nur geeignet, das Mißtrauen zu verstärken. Der mächtige Herzog war bei seinem Volke mehr gefürchtet, als beliebt. Er war ebenso stolz und hochfahrend, als ländergierig, sein Sinn unbeugsam und sein Gemüth finster und hart. Hatte er doch sogleich nach seines Vaters Tod, sich der ganzen Erbschaft bemächtigt und seine Stiefmutter, eine geborene Gräfin von Burgund, fast dem Hunger-

tode Preis gegeben. Dieselbe mußte, nur um nothdürftig leben zu können, ihren Schmuck versetzen. Später begab sie sich von einigen Freunden ihres verstorbenen Gemahls unterstützt, nach Trier und von dort nach Dijon. —

Mit eiserner Hand hielt Herzog Albrecht den altfreien Sinn seiner Lehnsvasallen in Oestreich und Steyermark nieder und knechtete und bedrückte das Land in nie gekannter Weise. Mit seinem Schwager, Kurfürst Wenzel von Böhmen, war er gänzlich zerfallen; derselbe enthielt sich der Kur und ließ stolzen Sinnes den Kurfürsten in Frankfurt vermelden, „daß jeder andere ihm zum Kaiser recht, nur nicht sein Schwager.“

Seinem andern Schwager, dem Herzog Otto von Niederbayern, wollte er das Land ob der Ens nehmen und verfiel deßhalb in unversöhnliche Feindschaft mit ihm. Ebenso lag er mit dem Erzbischof Conrad von Salzburg in argem Hader, weil derselbe ihm nicht Alles als Lehen übertragen wollte, was er begehrte. Die beiden letzteren schickten vertraute Boten mit heimlichen Briefen an Gerhard von Eppenstein, den Kurerzkanzler und Erzbischof von Mainz und gemahnten ihn dem Albrecht nicht seine Stimme zu geben.

Gerhard von Mainz, ein höchst ehrgeiziger,

ränkesüchtiger Herr, war es gerade recht, daß man den Herzog Albrecht nicht begehrte, denn dessen Vater hatte seine erste Wahl zum Kurfürsten zu hintertreiben gewußt und er selbst fürchtete den stolzen, hochfahrenden Fürsten. Da er aber gern mit regieren oder doch im Reiche eine ansehnliche Figur machen wollte, so lenkte derselbe die Wahl auf den Grafen Adolph von Nassau, seinen nahen Anverwandten.*)

Adolph von Nassau war ein thatkräftiger Herr in der Blüthe des Mannesalters. Er hatte seinen Namen durch glänzende in offener Feldschlacht mit fünf Siegen erprobte Tapferkeit hochberühmt gemacht, besaß auch den Ruf vorzüglicher Gewandtheit in Reichsgeschäften, so wie eines hohen ritterlich liebenswürdigen Sinnes und einer, in damaligen Zeiten an Kriegsmännern höchst seltenen Bildung.

Der Kurfürst Gerhard ersehnte, wie gesagt, den durch ihn emporzuhebenden Anverwandten zu gängeln und des Reiches Zügel mehr oder minder an sich zu reißen. Er dachte, daß dies bei Adolph gelingen würde, weil dessen Hausmacht klein und seine Verbindungen gering waren. Auch zählte er auf die Dankbarkeit des edlen Grafen und vermeinte derselbe werde ihm gern die

*) Adolphs Vater Walram und Gerhards Mutter Elisabeth, Gemahlin Gottfrieds von Eppenstein, waren Geschwister. A. d. V.

Oberleitung der Geschäfte überlassen und sich mit dem Glanz der Krone begnügen. Deßhalb setzte er Alles in Bewegung und sparte nicht List noch Ränke, um die Wahl Adolphs von Nassau zum deutschen Kaiser zu erlangen. Da nun die allgemeine Stimmung dem edlen Grafen ohnehin sehr zugewandt war, so gelang es ihm am Wahltage, den 5. Mai 1292, denselben zum Kaiser zu machen.

Adolph von Nassau war, wie mir meines seligen Herrn Vaters Liebden, oft versichert haben, fuhr Graf Ludwig fort: „erstaunt, betrübt und — erfreut gewesen," besonders Letzteres, weil die Wahl „sämptlich und einträchtiglich" geschehen war und mit Fug und Recht eine „einhelleckliche" genannt werden konnte. Die Anhänger Albrechts von Oestreich waren jedoch sehr erzürnt darüber, und Ottokar von Horneck, ein Freund des Herzogs, schrieb davon in seiner Reimchronik in spöttischer Weise:

Waz soll das Graslein,
Daz nu erwelt habent die Pfaffen,
Dez Reichs Frum schaffen?
Man sach jn da umbgen
Und mit zwain Knaben laufen
Ain Zawn wolt chauffen.
Wo er den nem,
Darumb wurden die Chrem
Allenthalben besuecht;
Ach, wie daz Reich ward beruecht!

Der sechshundert Ritter da hielt,
Den verchurn sie da zestet,
Und namen ain arm Mam,
Der Synn noch Wicz nie gewann.
Doch dhain Tugent an sich laz,
Wenn daz er gut Ritter waz.
Schildes-Ampt chund er wol,
Darczu was er Manhait vol,
Er het auch an dem Leib Chraft.

Welches in hochdeutscher Sprache etwa heißt:

Was soll denn nun das Gräfelein,
Das uns erwählt die Pfaffen,
Zu Reiches Frommen schaffen?
Man sah ihn auf und nieder
Mit zweien Söhnen laufen,
Um einen Zaum zu kaufen;
Da waren viele Läden,
Die löseten kein Geld.
Ach, wie ist das Reich bestellt!

Der sechshundert Ritter hielt,
Den verwarfen sie keck!
Nahmen einen armen Mann,
Der weder Geist noch Witz gewann,
Noch eine Tugend mehr besaß,
Als daß er ein guter Ritter was.
Den Schild zu tragen verstand er wohl,
Dazu war er der Mannheit voll,
Und hat am Leibe Kraft!

Der Schriftsteller, welcher den an Geld und Gut armen Grafen lästert, hat demselben doch in keiner

Weise die Ritterlichkeit absprechen können und dies selbst am Schlusse des Reimes zugestehen müssen.

Adolph ergriff nun mit Kraft die Zügel der Regierung, aber er sah sich bald durch des Kurfürsten Gerhard von Mainz Habsucht und Herrschbegierde überall behindert. Zuvörderst sollte er demselben die früheren Eingriffe in's Reichsgut und die Zölle für ewige Zeiten verbriefen und gut heißen. Sodann hatte er ihm am 1. Juli 1292 in Aachen, wohin er zur Krönung gereißt, den „Bachgau" für ewige Zeiten verschreiben und sonst eine Menge, früher nie erdachter Dinge bestätigen müssen. Dafür begleiteten ihn die Kurfürsten mit 2800 gewappneten Rittern nach Aachen und setzten dort am Tage Johannes des Täufers (am 24. Juni) die königliche Krone auf sein Haupt. Dieselbe Ehre ward auch seiner Gattin Imagina zu Theil.

Ich muß hier, fuhr Graf Ludwig von Nassau fort, einen Irrthum berichtigen, welcher sich leider nur zu sehr selbst bei den Geschichtsforschern eingeschlichen hat. Imagina, war nicht, wie es oft gesagt wird, eine Nonne von dunkler Herkunft, welche der Kaiser aus romantischer Liebe geheirathet hatte, sondern von erlauchtem Geschlechte, denn sie war des Grafen Gerlach von Limburg erstgeborene Tochter. Daß sie

ursprünglich zwar zur Klosterjungfrau bestimmt gewesen, auch im Kloster zu Limburg erzogen worden sei, meinte mein Vater von seinem Großvater, welcher um 1550, also etwas über zweihundert Jahre nach Kaiser Adolph lebte, vernommen zu haben. Sie wäre aber von so wunderbarer Schönheit gewesen, daß sich der Ruf derselben weit über des Klosters und auch über Limburgs Grenzen verbreitet habe. Davon nun hätte Graf Adolph zu Nassau Kunde bekommen, sie gesehen und als Ehegemahlin heimgeführet und mit ihr zwei Söhne und mehrere Töchter gezeuget, längst bevor er Kaiser geworden. Noch als Kaiserin und mit der Krone zu Aachen geschmückt, sei sie so schön und „demüthiglich" gewesen, daß sie schier einem gekrönten Muttergottesbilde vergleichbar.

Herzog Albrecht mußte sich kurz nach der Krönung im November 1292 bequemen, die Reichskleinodien auszuliefern und an dem kaiserlichen Hoflager in der Pfalz zu Oppenheim vor Adolph zu erscheinen, um die Belehnung über die Lande zu erlangen, die ihm sein Vater ehedem vererbt hatte. Aber in seinem Herzen kochte Groll und Wuth gegen seinen Oberherrn.

Von Oppenheim zog Kaiser Adolph über Worms, Speyer und Landau durch Elsaß und Burgund nach der Schweiz, nahm, von einem glänzenden Gefolge umgeben,

die Huldigung der Fürsten und Städte entgegen, schlichtete Zerwürfnisse und Fehden und setzte Reichsvögte zur Bewahrung des Landfriedens ein. Zu gleichem Zwecke durchzog er auch Franken und Schwaben, trieb den unruhigen Zänker Graf Eberhard von Würtemberg zum Gehorsam. Dieser Würtemberger, von dem man so viele Geschichtchen erzählt, fuit homo belicosus, audax, impatiens quietis, qui semper vixit in armis.

Von dort zog er gegen die Reichsstadt Colmar, die Albrecht von Oestreich im Geheimen gegen ihn aufgehetzt hatte, und nahm sie mit Sturm ein. Straßburg, das ihm Anfangs zu widerstreben schien, schickte Gesandte in sein Feldlager, und auf den Fürstentagen zu Landau und Kaiserslautern im Dezember 1293 und am 16. Februar 1294 brachte, wer auch immer im Reiche bis jetzt gezaudert hatte, dem kaiserlichen Herrn seine Huldigung dar.

Einige Zeit nachher, am 22. October 1294, schloß Kaiser Adolph ein Schutz- und Trutzbündniß mit dem Könige Eduard I. von England gegen Philipp den Schönen von Frankreich und nahm von demselben zur schleunigsten Ausrüstung eines tüchtigen Herrhaufens eine Hülfssumme von 100,000 Mark Silber an. Papst Bonifacius VIII. rieth aber dem Kaiser sich in die

englischen Händel nicht einzumischen und derselbe enthielt sich sodann einstweilen des Kampfes.

Unterdessen war Herzog Albrecht von Oestreich nicht unthätig in Intriguen gegen den Kaiser und beutete namentlich die obengedachte Unterstützung in bester Weise aus, indem er den Kaiser als im englischen Solde stehend bezeichnete. Unglücklicherweise that Adolph um diese Zeit Schritte, Thüringen und das durch den Tod des Markgrafen Tuta eröffnete Reichlehen: die Markgrafschaft Meissen, an das Reich zurück zu bringen. Da ihm dies nun auch durch Kauf und Waffengewalt gelang, er dabei aber gegen die von ihrem Vater verstoßenen rechtmäßigen Erben von Thüringen: die Prinzen Friedrich und Dietzmann, hart vorgehen mußte, so entfremdete er sich dadurch einen Theil der deutschen Fürsten und des deutschen Adels und gab sich der Gehässigkeit seiner Feinde in die Hand.

Seit der Belehnung zu Oppenheim war zwischen dem Kaiser und dem Herzog Albrecht von Oestreich ein stillfeindliches Verhältniß zurückgeblieben, und spätere Berührungen zwischen dem Lehnsherrn und seinem Vasallen, hatten nicht dazu gedient die Spannung zu beseitigen. Das hochfahrende Herz des Oestreichers war mit unauslöschlichem Hasse erfüllt, der nur auf

die Gelegenheit wartete, sich durch das sichere Verderben des Gegners vollgültig zu rächen.*)

Dieselbe bot sich nur allzubald! Gerhard von Mainz der herrschbegierige Kirchenfürst, hatte sich nämlich in Adolph von Nassau gänzlich getäuscht, indem er denselben für ein willenloses Werkzeug in seiner Hand hielt. In den ersten Jahren nach seiner Thronbesteigung fühlte sich Adolph gegen die Hand, die ihn so hoch erhoben, zu sehr durch Dankbarkeit verpflichtet, als daß er dieselbe gleich zurückgestoßen hätte. Auch stand ihm der erfahrene Meister in Welthändeln mit dem ganzen Reichthum seiner Geschäftskenntniß und seiner gewandten Schlauhheit unabläßig zur Seite. Aber nicht nur Gerhard, sondern auch die Erzbischöfe von Trier und Cöln, so wie andere geistlichen Fürsten ritten gern in's kaiserliche Hoflager, denn Adolph war in fromm-ritterlichem Sinne ein Freund der Geistlichen. Deßhalb gaben ihm die Laienfürsten den Spottnamen, „der Pfaffenkönig.“ Namentlich

*) Da die Erzählungen der Großmutter in Betreff dieses Kaisers, der ihr besonderer Liebling, mir zwar noch wohl erinnerlich und auch notirt waren, ich aber bei näherer Einsicht mehrere Abweichungen von der Geschichte fand, so habe ich bei Vorstehendem mehrfach die vortreffliche Schrift von Johannes Geissel: die Schlacht am Hasenbühl bei Göllheim. Speyer 1835. zu Grunde gelegt. A. d. V.

hieß es mit Bezug auf den alten Boemund, den Erzbischof von Trier: Ille huic pater, hic illi filius erat.

Als aber Kaiser Adolph sein und seines Hauses Ansehen fest begründet glaubte und die geistlichen Herren sich immer mehr vorzudrängen suchten, da löste er allgemach das Gängelband, an dem der herrschsüchtige Eppensteiner ihn für immer zu führen hoffte.

Gerhard, so wie viele andern Prälaten waren außer sich, als sie sich mit einem Male vom Kaiser hintenangesetzt sahen und ergossen sich in Schmähungen gegen ihn. Dazu trat noch, daß Wenzel von Böhmen ihm aus getäuschtem Ehrgeize ebenfalls zürnte und fast Niemand von dem Reichsfürsten außer der Pfälzer und der Kölner ihm zugethan blieben.

Herzog Albrecht beobachtete dies Alles lauernder Weise, sendete dann heimlich einen vertrauten Boten, den Grafen von Haigerbach, an den Kurfürsten nach Mainz und vermochte es vor und nach durch reiche Geschenke und Versprechungen so weit zu bringen, daß derselbe ihm zu seinen dunklen Planen hülfreiche Hand bot. Das Ende dieser Intriguen aber war, daß die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg nebst den Gesandten des Königs von Böhmen in Mainz bei Gerhard zusammen kamen, im Dome von Sankt Martin eine Art von Gericht über den edlen Kaiser

Adolph abhielten, und ihn der Krone verlustig sprachen. Sodann wagten sie es sogar ohne Rücksicht auf die Unrechtmäßigkeit ihrer That und des ganzen Vorgehens überhaupt und ohne Betracht, daß sie nicht in wahlfähiger Anzahl beisammen, auch nicht in der Wahl- und Krönungsstadt waren, einen andern Kaiser: Albrecht von Oestreich zu küren, und dem versammelten Volk dies kund zu thun.

Der Oestreicher, welcher die Fäden dieser Machinationen in der Hand gehalten, war schon unlängst aus seinen Stammlanden hervor durch Bayern und Schwaben an den Rhein gekommen und harrete lauernd unfern von Mainz der Dinge, die da kommen würden. Als nun aber die Gesandten des Kurfürsten ihm die Botschaft seiner unrecht und unregelmäßig statt gehabten Wahl brachten, da sprach er mit Hohn: Jetzt bin Ich sein Herr — wohlauf, nach Mainz! Dort angekommen, begrüßten ihn die ungetreuen Kurfürsten und der Gesandte des Böhmenkönigs als ihren Herrn und Kaiser.

Indessen war von Allem was in Mainz verhandelt worden, dem Nassauer im Anfange nicht das Geringste bekannt. Da kam ihm plötzlich die Nachricht, daß sein Gegner mit großem Heerhaufen durch Schwaben 'gen Straßburg und von dort nordwärts gezogen.

Sonntag den 22. Juni 1298 kam Kaiser Adolph, der durch die Pfalz, das Erbgut seines Schwiegersohnes Rudolph, mit starkem Geleite gegen das Elsaß aufgebrochen, von Schlettstadt nach Germersheim und Speyer und vernahm dort mit größter Ueberraschung, was vor Kurzem in Mainz geschehen. Sein Kriegsvolk lagerte vor Speyer um die Stadt. Der Kaiser wollte hier genauere Kunde abwarten, bevor er weiter zöge. Da überbrachte ihm ein Bote die von vier Kurfürsten unterzeichnete Urkunde seiner Absetzung.

Als Adolph also erkannte, daß die rebellischen Kurfürsten wirklich es gewagt, ihn förmlich der Krone und des Kaisermantels zu entkleiden, da ergrimmte er gerechten Zornes, und sandte alsbald Boten an die ihm treu ergebenen Fürsten und die Reichsstädte, um sie zur schleunigsten Hülfe zu mahnen. Dieselben fügten sich freudig seinem Willen. Unterdessen hieß es: Herzog Albrecht sei 'gen Alzey aufgebrochen. Als Kaiser Adolph sich nun nach jener Stadt wendete, um dieselbe, die ihm treu ergeben, vor der Wuth des Oestreichers zu schützen, vernahm er, daß sie bereits als Schutthaufen darnieder liege und Albrecht habe die Richtung das Land aufwärts eingeschlagen. Da wendete er mit seinen Getreuen — es waren unterdessen noch mehrere Fürsten und auch schon einiges reichsstädtische Volk

zu ihm gestoßen — auch seinen Zug gegen Süden und erfuhr um Mittag den 1. Juli durch seine Späher, der Feind raste, kaum eine Meile entfernt, in einem Feldlager bei Münsterdreisen und dem Kloster Rosenthal. Adolph machte bei dieser Nachricht Halt. Er wollte erst des Feindes Stellung erforschen und lagerte mit seinen Schaaren am linken Ufer der Primm und längst dieses Flußes, von Schloß Bolanden und Marnheim hinab nach Albisheim und Zell. Er selbst nahm sein Hauptquartier in der dortigen Stiftsprobstei des heiligen Philipp.

Das Volk der Umgegend von Zell, so wie von Rosenthal und Göllheim, welches das Andenken an unsern großen Ahnherrn treu bewahrt hat, fuhr Graf Ludwig fort, erzählt noch heute, daß der fromme Kaiser am Morgen vor seiner letzten Schlacht in dieser Stiftskirche gebeichtet und das heilige Abendmahl genommen habe.

Diese letzte Schlacht hatte denn auch am 2. Juli 1298 statt und zwar in dem von Bergen und Hügeln umschlossenen weiten Thale, zwischen dem Standlager beider Fürsten, dort wo man auf der einen Seite das Nonnenkloster Rosenthal mit seinem gothisch durchbrochenen Thurme, auf der andern aber die alterthümlichen Stadtmauern des Städtchens Göllheim erblickt, während

die alten Burgen Stauf und Bolanden ernst und mahnend auf das niedere Land herabschauen.

Als Kaiser Adolph am Vorabende dieses Tages, nachdem er hinreichende Kenntniß von des Feindes Stellung erlangt, einen Kriegsrath gehalten, sprachen sich die Fürsten und Herren in seinem Heere dahin aus, daß man doch lieber warten möge, bis der getreuen Städte Zuzüge sämmtlich angelanget. Da aber rief Adolph: „Nein, bei Gott ich warte nicht länger, ich will dem Oestreicher schnelle Rechnung halten!“

Herzog Albrecht erfuhr durch seine Späher, oder durch Verrath den Beschluß und hielt sich bereit. Mit dem ersten Morgenstrahle riefen die Lärmtrompeten in beiden Feldlagern das Volk wach und bald standen sich die Heere feindlich gegenüber. Auf der Seite Kaiser Adolph's standen: der Herzog Rudolph von der Pfalz, sein Eidam, mit den gut geschulten Pfälzern, der Herzog Otto von Bayern Landshut, Albrechts erbitterter Gegner mit seinen Altbayern, der Erzbischof von Trier mit zahlreichen Stiftsmannen, die Grafen von Pfirt, von Weinsberg und von Sponheim und noch viele Grafen und Edle, so wie die Reisigen der Städte Speyer, Worms, Oppenheim, Frankfurt und Gelnhausen. Herzog Albrecht hatte neben sich den Herzog Heinrich von Kärnthen, den Wild- und Raugrafen, den Erz-

bischof von Mainz, die Grafen Ulrich von Waldsee und Ochsenstein u. s. w. u. s. w. Kärnthner und Steyerner Fußvolk und böhmische und ungarische Speerreiter bildeten seine Hauptmacht. Albrecht hüllte sich, — man weiß nicht ob aus Klugheit oder aus Feigheit — in einfache Ritterrüstung, während er einen armen Ritter sein herzogliches Gewand anlegen ließ.

Rupert der siebzehnjährige Sohn des Kaisers Adolph stand neben dem Vater, als derselbe zu Rosse stieg. Da sprach der hohe Fürst, indem er den Knaben gewahrte, der sich auf das Pferd schwang, um neben ihm zu kämpfen: „Kehre zurück, mein Sohn, du sollst dein junges Leben nicht wagen; denn unser Kampf ist heute ein Straus auf Leben und Tod!“ Derselbe antwortete jedoch: „Nimmermehr mein Vater! ich weiche nicht von Eurer Seite und folge Euch zum Leben oder zum Tode!“

Bald kamen die beiderseitigen Heere hart aneinander. Von beiden Theilen ward mit Löwenmuth gekämpft, aber die Oestreicher bedienten sich auf ihres Herren Befehl gegen die Reiterei eines Mittels, welches bisher ungebräuchlich, auch als unritterlich galt und dessen sich die treuherzigen Bayern, welche die Hauptcavalleriemacht bildeten, nicht versehen hatten. Albrecht hatte ihnen nämlich geheißen ihre Schwerter gegen Kriegs-

gebrauch und Kriegsrecht zum Stechen zuzuschleifen und sie stachen damit, statt auf Ritter und Reisige einzuhauen, nur deren schwere Rosse nieder, wodurch viele Herren und Knechte zu Boden stürzten und ihrer Pferde beraubt, fast wehrlos gefangen, getödtet, oder im Kampfgewühl übergeritten wurden. Der Bayerfürst hatte daher einen harten Stand und seine Noth ward mit jedem Augenblick größer. Als dies der Kaiser gewahrte, sprengte er ohne Rücksicht auf sich selbst mit einem kleinen Häuflein seiner Getreuen ihm zu Hülfe. Herzog Otto von Bayern hatte schon sein Roß verloren und setzte den Kampf zu Fuße fort, als Adolph unwiderstehlich in den Feind brach und einen um den andern Anführer der Oestreicher persönlich niederwarf.

Die Anhänger des Kaisers jubelten, als sie dies gewahrten. Allein ihre Freude war von kurzer Dauer. Adolphs Stern ging unter, denn die Feinde, welche ihre Macht sorgsam gespart hatten, ließen plötzlich zur Rechten, zur Linken und fast im Rücken ihren Schlachtruf ertönen. Von den Bergen senkten sich neue östreichische Schlachthaufen in das Thal und eine starke Heersäule brach aus einem Hinterhalte in die linke Flanke des kaiserlichen Heeres. Bei diesem Anblick entfiel den Getreuen des Kaisers das Herz: sie wendeten sich erschrocken um, und stürzten, ihren Herrn

verlassend, an den Mauern des Städtchens Göllheim vorüber, in wilder Flucht, und ließen dadurch dem Feinde den Weg den Kaiser vollständig zu umzingeln, was auch in wenigen Augenblicken vollführt war.

Adolph war von mehreren Feinden umringt und wehrte sich, wie ein Verzweifelter, gegen die Uebermacht. Seine mächtigen Hiebe schlugen jeden Streich, der sein unbedecktes Haupt bedrohte, siegreich ab. Plötzlich erkannte er im Gewühle, nicht weit entfernt neben der Hochstraße, seinen Gegner Albrecht. „Allhie sollst du mir Reich und Leben lassen!“ rief er mit Donnerstimme, indem er seinem Pferde die Sporen gebend, gewaltsam auf ihn eindrang. Albrecht aber vermied auf geschickte Weise den ersten Hieb des Gegners und traf ihn, als er eben zu einem neuen Schlage ausholen wollte, so heftig in das unbeschützte Gesicht, daß ihm ein Auge ausbrach, und ein Blutstrom nachschoß. In demselben Augenblicke führte auch der Wild- und Rauhgraf einen schweren Hieb auf des Kaisers Haupt, so daß derselbe zum Tode verwundet im Sattel wankte. Das Schwert entsank kraftlos seiner Rechten und als seine Linke, sich festhaltend krampfhaft in den Zügel griff, zerhieb ein Unbekannter die Vorderfüße des Pferdes, daß es verstümmelt zusammenbrach und seinen sterbenden Reiter in den Sand warf. Geschwind sprang

ein reisiger Knecht aus dem Sattel zur Erde, lüftete dem schon halb bewußtlos Daliegenden den Ringkragen und durchschnitt ihm nach Scharfrichter Art den Hals, wovon er in wenigen Augenblicken verschied. In dem benachbarten Kloster Rosenthal und vom Thurme des nahen Städtchens Göllheim verkündeten die Glocken die Mittagsstunde.

Sechs Stunden lang hatte die erbitterte Schlacht gedauert. Die Bayern und Pfälzer hatten nach dem Tode des Kaisers noch fortgekämpft und sich endlich unbesiegt in geschlossenen Reihen, ihren verwundeten tapfern Herzog Otto in der Mitte, vom Schlachtfelde über die Steige des Hornbergs, über Rüssingen in's Zellerthal gezogen. Alle Anstrengungen der Oestreicher ihre Reihen zu durchbrechen und sie gefangen zu nehmen waren vergebens. Glücklich gelangten sie nach Worms. Mit dem Rückzuge der Bayern und Pfälzer, war auch die Niederlage vollendet. Die einzelnen Schaaren der Ritter, Knechte und Städter eilten vom Schlachtfelde, sich Leben und Freiheit durch die Flucht zu sichern, und zerstoben nach allen Seiten.

Gegen Sonnenuntergang ritt der Herzog, der sich jetzt erst ohne Widerspruch als Kaiser betrachten konnte, mit dem Erzbischof von Mainz über das Schlachtfeld. Sie wollten mit eigenen Augen sich von der Größe

des erfochtenen Sieges überzeugen. Auf diesem Umritte kamen sie zu der Stätte auf welcher Adolph gefallen war und fanden den Platz mit Leichen und todten Rossen bedeckt. Die begleitenden Knechte suchten den gefallenen Kaiser, welcher jedoch lange nicht zu entdecken war. Endlich fand man ihn, nur schwer noch kenntlich, nackt, blutübergossen und mit zerfetztem Angesicht, im Staube gewälzt und von Rosseshufen zertreten. Die umherschwärmenden Troßbuben hatten ihm bereits die Rüstung und die Kleider abgezogen und den goldenen Harnisch dem Herzog von Kärnthen als Siegesbeute überbracht. Als der Erzbischof den Sohn des leiblichen Mutterbruders, den er ehemals so hoch erhoben, nun zertreten und todt im Staube liegen sah, da beschlich auf einen Augenblick die Reue ob eines solchen Ausgangs seiner Ränke, wie er ihn wohl nicht erwartet hatte, seine falsche Brust, und in Thränen ausbrechend rief er: Wahrlich, heute ist das tapferste Herz Deutschlands untergegangen!

Sechste Abtheilung.

Die Königskrone der Agilolfinger. Abermals Junker Peter. Der Adel von dem Bauernmarkt. Wie Mölltöne einer Orgelpfeife. Religiöse Discourse. Im Kloster Rosenthal. Das Kreuz der Kaiserin. Prinz Rupert. Lasset Euch erbarmen Frau! Der hartherzige Oestreicher. Sus was Kunig Adolph gerochen! Die Grabschrift der Nonnen. Die Bildnisse Kaiser Adolphs und der Kaiserin Imagina. Das beste Herz. Prinz Moritz von Nassau-Oranien. Jan van Oldenbarneveldt. Arminius und Gomarus. Louise von Coligny. Flandrina und Brabantina. Respice non despice.

Die Herzogin Magdalena war von der Erzählung des schrecklichen Todes Adolphs von Nassau so ergriffen, daß sie lange nachdem Graf Ludwig schon aufgehört hatte zu reden, noch kein Wort hervorbringen konnte. Eigenthümlicher Weise umgaukelte sie heute mit offenen Augen wieder dasselbe Bild, welches ihr über der Ahnengruft der alten Herzöge in der Abtei zu Altenberg vor das Gesicht gekommen war. Wenn es meinem geliebten Sohn Philipp Wilhelm also ginge,

wie jenem Kaiser; wenn er, wie derselbe, oder wie mein glorreicher Ahnherr: Ludwig der Bayer, der jedoch den Oestreicher bezwang, zum Kaiser erwählt würde, und den Intriguen der Grafen von Habsburg erliegen müßte! Doch nein! die Kaiserkrone war es nicht, die ich über des geliebten Kindes Haupt gesehen. Es war eine hohe, stolze Krone — vielleicht die Königskrone der Agilolfinger — aber die Kaiserkrone war es nicht!

Nachdem die hohe Frau dies mit sich beredet, richtete sie gefaßt den Blick empor, und sprach zu Graf Ludwig, welcher über den Erfolg seiner Erzählung in etwa verlegen war. „Wir danken Eurer Liebden sehr für die interessante Mittheilung; gebe Gott, daß die Zeit nie wiederkehre, wo ein deutscher Kaiser von seinem eigenen Lehnsvasallen auf so schreckliche Weise das Leben verliert."

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür des Saales und Junker Peter, der Hofnarr, schritt mit gravitätischer Miene herein, pflanzte sich dicht vor den Hofkreis auf und begann nach einigen Bücklingen eine Menge der gracieusesten Albernheiten vorzutragen.

Frau von Böll, welche sich bei der letzten traurigen Erzählung leise entfernt, hatte ihn hereingeschickt, weil sie die Reizbarkeit der Frau Herzogin kannte, und

hoffte, daß der Narr durch seine Späße bald das Vorhergehende vergessen machen würde.

Dies gelang denn auch vollkommen und Junker Peter amüsirte heute die hohen Herrschaften wirklich mehr, wie jemals.

Glaubt ihr auch, hohe Damen und Herrn, hub er unter Anderem an, daß Alle und Jeder hier im Leben mehr als eine Nuß zu knacken hat. Da ist zuerst die Betrübnuß und dann die Bekümmernuß und endlich die Erbarmnuß. Wer letztere hat, der erhält das Himmelreich, — die gnädigste Frau Herzogin aber müßte es dafür schon auf Erden erhalten.

Auch über Kaiser Ferdinand II. Hof, hub er an arge Witze los zu lassen, und meinte unter Anderem in Betreff des jungen Adels: wenn die neuen Herren (Edelleute) nach Wien kommen, so meiden sie sorgsamlichst den alten Bauernmarkt, allwo viele ihrer Voreltern, ja sogar vielleicht „der Herrn Vattern noch fest ansitzig gewesen," und wo sie selbst wohl hinpassen.

Wissen Eure Gnaden auch, fuhr er zu Graf Ludwig gewendet fort, daß des Kaisers Ferdinandi Majestät krank sind? Wie so? fragte der Graf. Ja, sprach der Narr weiter, man höret, daß er seit Jahren immer einnimmt, und obwohl dies in Böhmen, Ungarn und Deutschland fast gleichmäßig geschieht, so will der

ganze Körper doch nicht gesunden und macht ihm viel zu schaffen, wird auch wohl mit den Jahren ganz ab- und auseinander fallen.

Man lachte herzlich über diesen komischen aber ziemlich wahren und charakteristischen Vergleich.

Meister Jonas, sprach Junker Peter weiter, der Narr am Hofe Herzog Maximilians, des erlauchten Bruders meiner gnädigsten Herrin, erzählte mir einmal eine artige Geschichte vom Kaiser Mathias, hochseligen Angedenkens:

Kardinal Clesel drang in den Kaiser, man solle den Wiener Bürgern verbieten 'gen Hörnals, einem Orte bei Wien, zu wandern, um dort einen berühmten lutherischen Prediger reden zu hören. Was meinst Du dazu, sagte der alte Kaiser zu Nelle, seinem Hofnarren. Der aber antwortete: „Laßet den Clesel in Hörnals und den Luther'schen hier predigen, so wird Niemand hinauszugehen begehren!"

Ueber diesen letzten Scherz lachte Herzog Wolfgang außerordentlich. Derselbe war kein Freund des Kardinals und hielt denselben für die Haupttriebfeder, daß der alte Kaiser ihn nicht mit Berg belehnt hatte. „Kardinal Clesel, sagte er, war ein durchaus schlechter Redner, aber er hatte dafür eine desto größere Gewandtheit in schriftlichen Arbeiten. Wenn er sprach,

so flüsterte er und stockte jeden Augenblick. Schrieb er hingegen in deutscher oder lateinischer Sprache, so kamen seine Worte heraus wie Donnerschall: mächtig und drohend, oder sanft und schmeichelnd „wie Molltöne einer Orgelpfeife."

Die fürstlichen Herren vertieften sich bald darauf in politische Gespräche. Die Herzogin Magdalena erhob sich und schritt, nachdem sie freundlichst gute Nacht geboten, gefolgt von ihren Hoffräulein ihren Gemächern zu. Junker Peter hatte sich leise davon geschlichen.

Andern Tages machten die hohen Herrschaften eine Spazierfahrt nach Schloß Benrath, kehrten aber, da es schlechtes Wetter war schon um fünf Uhr zurück und nahmen sodann im Herzogssaale en famille den Thee ein. Graf Ludwig war auch diesmal wiederum höchst unterhaltend und voller lustiger Einfälle. Unter andern moquirte er sich weidlich über seine lieben luther'schen Prädikanten und fragte den Herzog, ob ihm seine katholischen auch gern „in's Regiment redeten und mitregieren wollen!" Herzog Wolfgang verneinte dies, denn er war ein eigenthümlich-kräftiger Herr, und konnte mit gutem Gewissen sagen, daß er allein regiere. Der edle Nassauer aber meinte, „wir haben den Einen absolviret und so und so viel dafür bekommen!"

Die gute Herzogin war schon bei Beginn dieses Zwiegesprächs sehr in Verlegenheit gerathen, denn sie wußte, daß ihr erlauchter Gemahl „religiöse Discourse" über Alles gern vermied. Jetzt faßte sie sich ein Herz und sagte, das Gespräch unterbrechend, zum Grafen Ludwig:

Eure Liebden würden mich sehr erfreuen, wenn man mir den Fortgang und das Ende der gestern erzählten tragischen Geschichte des ruhmreichen Kaiser Adolphus gütiglichst berichten möchte. Namentlich wäre es uns lieb zu vernehmen, wie es der Kaiserin Imagina und ihrem Sohne Rupertus ferner ergangen.

Gern will ich auch dies getreulich kund thun, hub der galante Graf an, aber ich fürchte, Euch erlauchteste Herzogin, durch diese Erzählung in eine trübe Stimmung zu versetzen, denn dieselbe ist reich an Leid und Mißgeschick.

Magdalena zauderte auf dieses hin einen Augenblick, dann aber sprach sie: „Wir haben viel des Leides schon gehört, ja selbst erfahren, und sind gefaßt auf Alles, was da kommen wird!"

Darauf hin aber hub Graf Ludwig nun mit ernster Miene und feierlichem Tone folgendermaßen an:

Als der Kurfürst von Mainz unsern Ahnherrn Adolph „das tapferste Herz Deutschlands" genannt

hatte, ergrimmte Herzog Albrecht und sprach, ebenfalls Verrath von ihm fürchtend: „Ihr dürft mir nicht von der Seite weichen, bevor mein' Sach' nicht zu Ende ist." Die Nacht über lagerte des Oestreichers Heer nach alter Sitte, als Zeichen des unbestrittenen Sieges auf der Wahlstadt.

Seine Leute verbrachten dieselbe mit Theilung der Beute und fröhlichem Jauchzen zu Ehren des Herrn, und die Troßbuben liefen umher um den Pferden die Haut abzuziehen. Da kamen die Getreuen Adolphs, welche gefangen worden, vor Albrecht und baten um Verlaub die Leiche des gefallenen Kaisers nach Speyer, der Todtenstadt der Römischen Könige, führen zu dürfen, um sie dort im hohen Dome, an der Seite seiner Vorfahren im Reiche, mit Ehren zu bestatten. Allein der übermüthige Sieger schlug dies gerade zu ab. Man trug daher den todten Kaiser zur benachbarten Nonnenabtei Rosenthal und begrub ihn dort in der Klosterkirche, ohne das geringste Zeichen seiner Würde.

Es geht in unserer Familie die Sage, fuhr der Graf von Nassau fort, daß die Kaiserin Imagina von unsäglichem Schmerze getrieben, selbst von Zell, wo sie erst andern Tages angekommen, zu Fuße nach Rosenthal geeilt sei, dort noch einmal den Sarg eröffnet und den Leichnam mit Thränen und Küssen be-

deckt habe. Dann aber sei sie von einem treuen Edelmann geführt, auf's Schlachtfeld gewandert und habe sich die Stätte zeigen lassen, wo der zum Tode verwundete Kaiser und Gemahl von Meuchlerhand sein Leben verhauchte. Dort habe sie ein Kreuz errichtet, welches noch jetzt in unseren Tagen bestehet, und das ich, da es im Drange der Zeiten morsch und alt geworden, vor etwa zehn Jahren habe erneuen und befestigen lassen.*) An dem erneueten Kreuze ist das uralte steinerne Christusbild, welches die Kaiserin selbst anfertigen ließ, noch in bester Erhaltung zu schauen. Eine steinerne Tafel zur Rechten desselben trägt die halberloschene Inschrift:

Adolphus a Nassaw Romanorum Rex interfecitur
ad Gellinheim . . . .

Zu den Füßen des Cruzifixes deutet der eingehauene Nassauer Löwe den Stamm des Gefallenen und zu dessen Häupten die Reichsadler seine Kaiserwürde.

Aber selbst mit dem Tode des Kaisers sollten die

*) Zur Linken des Kreuzes ließt man folgende Inschrift:

Anno Milleno Trecentis
Bis Minus Annis
In Julio Mense
Rex Adolphus Cadit Ense. —

Renovatum Hoc Monumentum Sub Ludowico Comite Generosissimo a Nassau. Anno 1611. A. d. V.

Prüfungen der erhabenen Fürstin noch lange nicht ihr Ende erreicht haben. Ihr ältester Sohn Rupert, der, wie wir wissen, kühn, an des Vaters Seite gestritten und nicht weichen wollte, war in der Schlacht zum Gefangenen gemacht worden und Herzog Albrecht hielt ihn mondelang in strengem Gewahrsam.

Als sich der Oestreicher nun jedoch zum Kaiser gemacht, als ihm die ungetreuen Kurfürsten mit feierlichem Pompe in Aachen die Krone Karl des Großen auf das Haupt gesetzt und das Scepter in die Hand gelegt und er sodann mit seiner ebenfalls feierlichst gekrönten Gemahlin Elisabeth 'gen Nürnberg gezogen war, da wandelte die Kaiserin Imagina dorthin, um von dem Todtschläger ihres erlauchten Gemahls ihren Sohn frei zu bitten.

Demüthig trat die fromme Fürstin in Trauerkleidern und vor Jammer gebeugt vor den Thron auf welchem Albrecht und seine Gattin im kaiserlichen Schmucke saßen, warf sich vor Beiden mit beklommenen Herzen auf die Kniee und sprach mit thränenden Augen: „Hohe Königin! Erlaubt, daß ich euch an die hohe Ehre mahne, die Euch Gott geschenkt, da er Euch auf den Thron erhoben, den ich vordem eingenommen. Bei dieser Ehre beschwöre ich Euch, daß Ihr Euren Rath und Eure Hülfe einer Flehenden nicht versaget! Lasset Euch

erbarmen Frau und stoßet eine Unglückliche nicht zurück, die noch vor weniger Zeit an Eurer Stelle saß und nun gedemüthigt vor Euch kniet. Eine Kaiserwittwe — eine arme Mutter liegt zu Euren Füßen! Hab' ich nicht schon genug des Jammers, daß mir Gott den Ehgemahl genommen und soll ich noch eine kinderlose Mutter sein! Mein Rupert liegt in Fesseln gefangen, weil er mit seinem Vater in den Streit zog. Soll aber das Kind büßen, weil es den Vater nicht in Todesgefahren verläßt? Darum sehet zu, Frau, daß ihr Euren Herrn und Gemahl beweget, daß er mir den gefangenen Sohn wiedergebe! Kaiserin, gebt mir mein Kind frei — unser Haus trägt ja ohnehin des Elendes übergenug!"

Darauf wandte sich Elisabeth zu Albrecht und bat ihn der unglücklichen Fürstin den Sohn zurückzugeben. Der aber blickte finster vor sich hin und sprach endlich zu Imagina: „So ich Euren Sohn von dem Mainzer, in dessen Haft er ist, wieder gewinnen mag, will ich Mich und Eure Bitte bedenken."

„Ach," rief die trostlose Mutter, „wenn der Mainzer über seine Freiheit zu bestimmen hat, dann ist Alles verloren." Mit blutendem Herzen erhob sie sich, und sagte scheidend zu Elisabeth: „Frau, schaffet bei Eurem Gemahl, daß er mir mein Kind aus den Ketten

löse und ich will ihm gern alles Unglück vergessen, daß er über mich und die Meinen gebracht hat. Schaffet mein Kind mir wieder, damit Euch Gott an Eurem Gemahle nicht den Jammer erleben lasse, den ich an dem Meinen erlebt habe!"

Erst später stellte der Mainzer, den jungen Fürsten auf freien Fuß, und gab der unglücklichen Mutter um den Preis mehrerer Bürgen den Sohn zurück. Prinz Rupert aber wandte sich bald darauf nach Böhmen und heirathete Jutta, die Tochter des Königs Wenzel, verstarb aber jedoch nach kurzem Ehestande daselbst im Jahre 1304, ohne Hinterlassung von Nachkommen. Sein Körper war durch jahrelange Gefangenschaft durchaus geschwächt und kraftlos geworden.

In des Kaisers Adolph von Nassau Erblanden, folgte dessen zweiter Sohn Gerlach, welchem Imagina eine edle und tugendsame Jungfrau: Agnes, die Tochter des Landgrafen Conrad von Hessen, zur Gemahlin erkoren hatte. Die Kaiserin zog sich nach dessen Vermählung in das Kloster Clarenthal bei Wiesbaden, welches sie und ihr Gemahl im Jahre 1296 gestiftet hatten, zurück, und verbrachte daselbst den Rest ihres Lebens mit ihren Töchtern Richarda und Adelheid, die bereits in zarter Jugend im Sankt Clarenkloster zu Mainz den Schleier genommen hatten

und nur um bei der geliebten Mutter zu sein von dort übersiedelten.

Imagina überlebte noch das Eintreffen ihrer Prophezeihung: Kaiser Albrecht von Oestreich ward am 1. Mai 1308 von seinem eigenen Neffen, Johann von Schwaben, den die Geschichte Parricida nennt, meuchlings erschlagen. Ueberdies starben fast alle Feinde Adolphs von Nassau eines gewaltsamen Todes und fand die öffentliche Meinung darin eine offenbare Rache des Himmels — ein wahres Gottesurtheil:

Albrecht wurde, wie gesagt, von seinem Neffen erschlagen; der Erzbischof von Mainz fiel bei Tische aus seinem Sessel todt zu Boden; der Graf von Haigerloch blieb in der Schlacht; der Graf von Hohenlohe wurde von einem seiner Leibeigenen ermordet; der Kurfürst von Sachsen wurde bei Albrechts Krönung im Getümmel erdrückt; der Wildgraf wurde von seinen eigenen Leuten umgebracht; der reisige Knecht, der den am Boden liegenden Kaiser noch den Hals durchschnitt, wurde gleich darauf im Gewühl von den Pferden zertreten; der Bischof von Straßburg wurde von einem Metzger mit einer Hellebarde durchstochen und der Graf von Leiningen wurde wahnsinnig. „Sus was Kunig Adolph gerochen!“ sagten die alten Chroniken.

Als Albrecht von Oestreich der Krone baar geworden, war auch der Bann gelöst, mit welchem derselbe seinem Feinde die königliche Grabstätte versagt hatte. Man erhob, auf seines Nachfolgers Heinrich von Luxemburg Gebot, die Leiche Adolphs von Nassau aus ihrem einsamen Grabe im Kloster Rosenthal, wo sie bisher nur durch den Gesang frommer Nonnen behütet worden war, und setzte sie feierlichst im Dome zu Speyer in der Kaisergruft bei.

In Rosenthal blieb nichts zurück fuhr Graf Ludwig fort, als einige rührende Verse, welche an der Wand, zunächst dem vormaligen Grabe des Kaisers, angeschrieben waren, und die ich selbst noch gelesen habe, obwohl sie schon ziemlich verwittert und von der Zeit zerstört sind. Dieselben heißen:

Heu vicibus mille
Quod Adolphus nobilis ille
Rex Romanorum
Vir multorum meritorum.
Strenuus in bellis
Homo melis non homo fellis,
Electus rite
Concorditer et sine lite.
Et non convictus
„Pro Justitia“ necis ictus
Sustinuit dire
Magis optans laudis inire.
Mortem famose
Quam vivere dedecorose.

Divus vir factus
Effuso sanguine nactus.
Tantam virtutem
Quod nunc confert salutem
Divinitus aegrotis. —
Nostris, Deus, annue, votis
Ut Tua laus crescat
Et Rex in pace quiescat. —

Dies aber würde, wenn man es in deutschen Reim brächte, etwa also lauten:

Unser Ach wohl tausend Mal
Tönet über Berg und Thal,
Daß Adolphus unser weiser,
Der vom Reich erwählte Kaiser,
Jener Held in Mannesjahren,
Tapfer und im Krieg erfahren,
Huldvoll, gnädig aller Stunden,
Und von Niemand überwunden,
Fiel für die Gerechtigkeit
Offnen Kampf's, im tapfern Streit.
Lieber wollt' den Tod er leiden,
Als noch Schande sich bereiten.
Er, der herrlich strahlt als Held,
Fiel für uns auf blut'gem Feld.
Doch erwarb er durch dies Blut
Für uns nun ein hohes Gut:
Dies wird uns durch ihn zu Theil,
Bringt den Kranken Trost und Heil.
Neige, Gott, Dich zu den Armen,
Hab' mit unserm Fleh'n Erbarmen,
Daß Dein Ruhm stets strahl' hienieden,
Und der Kaiser ruh' in Frieden!

Nach diesem Gesange bleibt mir nur noch übrig,

sprach Graf Ludwig von Nassau zur Herzogin Magdalena, welche bei der letzten Erzählung tief bewegt und sinnend dagesessen und den rührenden Versen mit der Andacht wie man ein Kirchenlied in sich aufnimmt, gelauscht hatte, zu erzählen, daß ich in meinem Schlosse zu Weilburg zwei uralte Bildnisse von Kaiser Adolph und der Kaiserin Imagina besitze. Dieselben sind auf dickes, durch die Zeit gebräuntes Eichenholz gemalt, und sollen von einem Schüler des berühmten Johann van Eyck verfertigt sein. Auf dem einen ist der Kaiser in prächtiger Stahlrüstung mit dem Helm auf dem Haupte abgebildet. Derselbe erscheint jedoch nicht, wie ein altdeutscher Ritterhelm, sondern mehr wie eine römische Streithaube, um die sich obenauf eine kleine Krone schlingt aus welcher hervor ein Büschel von Pferdehaaren fällt. Am Oberarme gewahrt man, da, wo das Gelenk sich einlegt, als Schiene der Rüstung, den Kopf eines Löwen und auf dem Brustpanzer eine schwere goldene Kette mit einem Kreuze.

Unter dem Helme blickt der Kaiser mit blauen Augen stolz hervor, während ein dichter, brauner Schnurrbart seine starke Oberlippe schmückt, und sich dem vollen, wohl sechs Zoll langen spitzzulaufenden, Kinnbarte anschließt. Seine Nase ist gebogen und

und durchaus edel. Die Haltung des Fürsten zeigt den kraftvollen und entschiedenen Mann und Krieger; aber ein mildes Lächeln zeigt, daß er vor Allem wohlwollend, hochgesinnt und gnädig war.

Das Bild der Kaiserin Imagina stellt dieselbe in erster Jugendblüthe dar: ein reizendes Jungfrauenantlitz voll Demuth und Lieblichkeit, weiß und roth, mit blauen Augen, das Haupt von hellblonden Locken umspielt und hinten auf die Grafenkrone. Beide Bildnisse scheinen, wenn auch nicht gerade nach dem Leben gemalt, doch vielleicht nach Pergamentbildern aus der Zeit ihrer Vermählung geschaffen zu sein. Das Eine trägt auf der Rückseite in das Holz eingebrannt die Inschrift: Kunig Adolphi Conterfay, während es auf dem Anderen: Kunigin Imaginae Bildnuß, heißt.

Außerdem bewahren wir in Weilburg noch das fünf Fuß hohe Schlachtschwert des Kaisers, mit dem ich aber, fuhr Graf Ludwig fort, selbst wenn ich damit zu Felde zöge, nicht viel ausrichten würde, denn es ist so schwer, daß ich es kaum mit zwei Händen aufzuheben vermag. Die Männer vor drei- oder vierhundert Jahren müssen wahre Riesen gewesen sein; übrigens ist mein Vetter Moritz von Nassau-Oranien auch ein gewaltiger, zwar nicht sehr großer aber untersetzter Herr und durchaus im Stande den größten Reiterpallasch zu schwingen;

dabei aber hat er das beste Herz von der Welt und bedauert stets, daß seine Kriegsthaten, so viele Menschenopfer fordern.

Die Herzogin Magdalena lächelte über dieses „beste Herz" still vor sich hin und gedachte des General-Statthalters, welcher den alten ehrenwerthen Oldenbarneveldt so lange im Gefängnisse schmachten gelassen und mit kaltem Sinne geopfert hatte.

Bald darauf setzten sich die drei höchsten Herrschaften und Frau von Böll zu einer Partie Piquet hin; später soupirte man und begab sich zur Ruhe.

Andern Tages in aller Frühe verließ der liebenswürdige „unterhaltlige" Nassauer die Residenz; aber sein Andenken blieb noch lange bei Hofe wach, und die Frau Herzogin meinte von Zeit zu Zeit: „Schade, daß unsres Vetters Ludwig von Nassau Liebden nicht katholisch, er hat so gute Dispositiones, ist sehr manierlich und erzählt, wie eine Chronik."

Einige Zeit nach der Abreise des Fürsten, zu Ende März 1621, schickte sich Herzog Wolfgang an eine Reise in das Haag, zum Besuche beim Prinzen Moritz von Nassau-Oranien, zu unternehmen. Graf Ludwig hatte dies eingeleitet: der Statthalter schien sehr erfreut einen Besuch des in ganz Deutschland und auch bei den ausländischen Höfen wegen seiner geisti-

gen Fähigkeiten und seines biedern, redlichen Charakters sehr in Ansehen stehenden Fürsten in Aussicht zu haben, und schrieb ihm selbst die artigsten Briefe. Die Infantin Isabella drängte von ihrer Seite, unsern Herzog den Vermittler zur Verlängerung des am 9. April ablaufenden zwölfjährigen Waffenstillstandes zu machen und setzte Alles in Bewegung um ihn zu schleuniger Abreise zu veranlassen.

Wolfgang Wilhelm verließ dann mit einem stattlichen Gefolge von nicht weniger wie vierundzwanzig Personen, worunter sich sowohl der Kämmerer Franz von Spiering, als auch der Geheime-Secretair und spätere Kanzler Althofen befand, Düsseldorf und langte am 12. April in Emmerich an, wo ihn Prinz Moritz persönlich erwartete und ihn sodann nach dem Haag geleitete.

Der gute Althofen, sprach Fräulein Jakobea Ursula von dem Bongart, hat mir ganz getreulich berichtet, was dort vorgegangen; auch Spiering erzählte mir Manches darüber, so wie Hochkirchen und Syberg die damals noch Kammerpagen waren. Das Pagenleben Johanns von Dalwigk war endlich zu Ende. Der Herzog hatte ihn kurz zuvor zum Offizier der Herzoglichen Leibgarde ernannt und er beschäftigte sich nun damit, ernste, militairische Studien zu machen,

auf daß er, wenn unsere Herzogthümer in Gefahr kämen, wisse, wie man sie vertheidigen könne.

Prinz Moritz von Nassau-Oranien war am 13. November 1567 auf dem Schlosse zu Dillenburg geboren und der Sohn des berühmten Wilhelm von Oranien aus dessen zweiter Ehe mit der Prinzessin Anna von Sachsen, der Tochter des Kurfürsten Moritz. Seine Mutter war 1577 vor Gram und Kummer darüber gestorben, daß ihr Gemahl sich im Jahre 1575 willkürlich von ihr geschieden und bei ihren Lebzeiten noch Charlotte von Bourbon, die Tochter des Herzogs Ludwig II. von Monpensier geheirathet hatte. Er studirte zu Leyden und beschäftigte sich namentlich vor Allem mit den Kriegswissenschaften. Schon mit siebzehn Jahren erwählten ihn die Provinzen Holland, Seeland und Utrecht zu ihrem Statthalter. Er war ein ausgezeichneter Feldherr und nahm in dem Kriege mit Spanien in den Jahren 1589 bis 1605 nicht weniger wie dreißig Städte ein. Am 24. Dezember 1612 begnadigte ihn König Jacob von England mit dem hohen Orden des Hosenbandes und auch andere Höfe zeichneten ihn aus. Einen großen Flecken auf dem Leben dieses tapfern und muthvollen Fürsten bildet jedoch sein Vorgehen gegen Jan van Oldenbarneveldt.

Dieser edle Mann, Großpensionär von Holland und Generalanwalt dieser Provinz, geboren im Jahre 1549, war vom höchsten Eifer für die Unabhängigkeit der vereinigten Provinzen seines Vaterlandes beseelt. Die geheimen Pläne des Prinzen Moritz durchschauend, welcher sich gern zum selbstständigen Herrn der ganzen Niederlande gemacht hätte, wurde er das Haupt der republikanischen Partei, die den Statthalter der gesetzgebenden Gewal unterordnen wollte. Alle seine Maaßregeln gingen dahin, die Macht des Prinzen zu brechen und seinen Einfluß zu hemmen. Aber man sagte ihm nach, er wolle Holland auf's Neue an Spanien oder an Frankreich bringen, weil er einmal bei einer gewissen Gelegenheit den Satz: „lieber französisch, wie prinzlich" aufgestellt hatte.

Er war es auch, der den kriegerischen Bestrebungen des Prinzen Moritz entgegen arbeitend, 1609 den Waffenstillstand mit Spanien abschloß und die Theilnahme der Generalstaaten an dem Aufstande der Böhmen verhinderte. Sein steigendes Ansehen reizte Moritz zu immer größerer Eifersucht, die bei Gelegenheit der Streitigkeiten der Arminianer und Gomaristen in die bitterste Feindschaft ausartete.

Diese Leute zankten sich hub Christiane Höninghaus zur Großmutter gewendet an, gleich wie

Guthals und Cabeljau, von denen ich dir früher erzählt, um die Seligkeit u. s. w. und um Gottes ewigen freien Rathschluß, das sogenannte decretum aeternum u. s. w. Als ob wir arme Erdenmenschen so hochbegnadigt wären, daß uns auch nur die mindeste Wissenschaft und Ueberzeugung von so erhabenen Dingen zu Theil werden könnte.

Jakob Arminius, oder, wie er eigentlich hieß, Harmensen, geboren 1560 zu Oudewater in Südholland, war ein freidenkender, strebender Mann. Franziskus Gomarus, aber, aus einem Dorfe bei Leyden, hatte in seiner Jugend die Schweine gehütet, war jedoch dann mit Gottes Beihülfe ein „gelernter" Prediger geworden.

Beide standen an der Spitze zweier sich mit dem heftigsten Ingrimm bekämpfenden Partheien: der Arminianer oder Remonstranten und der Gomaristen.

Es würde viel zu weit führen, wenn ich dir, meine geliebte Anna Regina, fuhr die Großtante fort, von diesen Partheien und ihren unerquicklichen Streitigkeiten en détail reden wollte. Genug Gomarus brachte es auf der Synode zu Dortrecht im Jahre 1618 zu einer förmlichen Sanktion des streng-calvin'schen, Dogma's von der absoluten Prädestination, was die Remonstranten (Arminianer) so empörte, daß man einen Bürgerkrieg befürchtete.

Dies vorhersehend und vor einem solchen Unglücke das Vaterland bewahren wollend, hatte Jan van Oldenbarneveldt, ein Anhänger des Arminius, schon unlängst eine Kirchenversammlung bei den Generalstaaten beantragt, wodurch eine allgemeine Duldung hinsichtlich der streitigen Punkte festgesetzt worden wäre. Die Staaten hatten Anfangs zu dieser weisen Maaßregel ihre Zustimmung gegeben, aber Prinz Moritz wußte so schlau zu intriguiren, daß nur jene unheilvolle Synode zu Dortrecht zu Stande kam. Ja noch mehr, er ließ, als dieselbe beendet und nun das Urtheil über die Lehre des Arminius gefällt war, unter dem nichtigsten Vorwande und den fälschlichsten Angaben sowohl Oldenbarneveldt, wie die übrigen hauptsächlichsten Anhänger des Arminius verhaften und ihnen als Hochverräther von sechsundzwanzig erkauften Richtern den Prozeß machen. Derselbe endete damit, daß der mehr als siebzigjährige Greis — als im Verdacht eines Complotes gegen die Sicherheit eines Staates stehend — am 13. Mai 1619 das Blutgerüst besteigen mußte. Ganz Europa war empört über diese Gewaltthat, aber Prinz Moritz war Sieger geblieben, und vor dem Sieger beugten sich die bethörten, oder erschreckten und verirrten Massen.

Louise von Coligny, die Tochter des Admirals

und vierte Gemahlin Wilhelms von Oranien, die Stiefmutter des Prinzen, hatte sich ihm vergebens zu Füßen geworfen und um Gnade gebeten. Nach der Hinrichtung Oldenbarneveldts, erzählte Fräulein von dem Bongart, „schüttelte sie den Staub von ihren Füßen," und zog sich mit ihren Töchtern Flandrina, Brabantina und Amalia Secunda nach Fontainebleau bei Paris zurück, wo sie am 12. oder 15. October 1620 zu einem besseren Leben hinüberschied.

Flandrina wurde katholisch und ging in ein Kloster, Brabantina wurde ebenfalls katholisch und heirathete den sehr vornehmen Herzog von Tremouille; was aber aus Amalia Secunda geworden, weiß ich dir nicht zu sagen, sprach die kurfürstliche Kammerfrau.

Doch hole jetzt, fuhr sie zur Großmutter gewendet fort, die Mappe mit den Curiositäten und nimm das Portrait Oldenbarneveldts*) hervor. Sieh, wie

*) Von den Nachkommen Oldenbarneveldts siedelte sich einer in Frankfurt am Main an und erkaufte daselbst in Sachsenhausen ein Anwesen. Der letzte Sprosse desselben: Amalie Barneveldt, ward die Gattin des Commerzienrath Fleck, aus alter angesehener lutherischer Familie, eines höchst ehrenwerthen, um die Stadt hochverdienten Mannes. Derselbe bewahrt noch das Portrait Jan van Oldenbarneveldts, so wie mehrere andere schöne Familienbilder und sonstige ererbte und mit Pietät conservirte Familienstücke. A. d. V.

ehrwürdig dieser edle Mann aussieht, mit seinen schlichten, weißen Locken, das treue offene Auge und dem Zutrauen erweckenden, sanften Lächeln. Er war ein guter Protestant, ein frommer Christ und kein Calvin'scher Doctor, oder ein hergelaufener Hugenotte.

Jan van Oldenbarneveldt erlitt, ein siebzigjähriger Greis, den Tod mit jener bewunderungswürdigen Standhaftigkeit und Festigkeit, die er unter allen Umständen seines Lebens bewiesen hatte. Seine Söhne Wilhelm und René wurden gleichzeitig ihrer Aemter entsetzt. Im Verein mit den Arminianern stiftete Wilhelm eine Verschwörung gegen das Leben des Prinzen Moritz von Nassau-Oranien; dieselbe ward jedoch entdeckt unb er entfloh nach Antwerpen. Da man seiner nicht habhaft werden konnte, wurde sein Bruder René aufgegriffen, und obschon er dem Bruder abgeredet, auch zum Tode verurtheilt. Vergebens bat die Mutter desselben bei dem Prinzen, was sie für den Gatten, weil er unschuldig war, nicht gethan hatte, für das Leben des Schuldigen; er wurde ebenfalls hingerichtet.

Anton Duyk Geheimer-Rath des Prinzen, einer von Oldenbarneveldts Richtern, der später an dessen Stelle Großpensionär von Holland wurde, soll von unsäglicher Reue getrieben unter das lebensgroße Oelbild Jan van Oldenbarneveldts, welches er

in seinem Hause aufbewahrte, die Worte geschrieben haben:

Respice non despice!

Welches so viel heißt als: Betrachte ihn aber verachte ihn nicht!

Siebente Abtheilung.

Der Abgott des Volkes. Nochmals Franz von Bosise. Das Meer des Irrthums. Die Verschwörung von Thiel. Ein letztes Wort. Die Austreibung der Jesuiten. Wilhelm de Leeuw. Eine starke Kolik. Die Gräfin Beatrix von Cleve. Der Ritter Elias Grail. Vorwitz einer Tochter Eva's. Das Schloß Schwanstein. Moses und die Propheten. Ein Spruch über Herzog Adolph I. von Cleve. Des Reichs Bürger zu Duisburg. Die erste Erscheinung der Herzogin Jakobea. Requiescat in pace!

Prinz Moritz von Nassau-Oranien überhäufte den Herzog Wolfgang Wilhelm im Haag mit Artigkeiten jeder Art und schien bereitwillig auf dessen Andeutungen in Betreff der Erneuerung des Waffenstillstandes einzugehen, versicherte ihn auch, daß er selbst im Fall eines neuen Krieges mit Spanien dessen Jülich'sche Lande bestens schonen und seine Neutralität achten wolle.

Prinz Moritz war im Aeußerlichen ein starker, untersetzter Herr mit ergrautem Haar und ergrauendem

Schnurr- und Spitzbart. Sein Auge war dunkelblau und scharf. Seine Nase gebogen und edel geformt. In seinem Wesen hatte er etwas Fürstliches, gepaart mit den rauhen Manieren eines alten Kriegers. Aber er konnte, wenn er wollte, sehr einschmeichelnd und hofmännisch verfahren, und war, obwohl gerade kein gelehrter Herr, auch in andern Dingen, als der Kriegskunst wohl unterrichtet. Mit seiner reformirten Religion „war es nicht weit her" meinte das Hoffräulein. Dieselbe bildete nur den Deckmantel um emporzukommen. „Regierende Herren in Holland wollten sie werden und dazu waren ihnen alle Mittel und Wege recht." Weil sein Vater und er aber mit so vieler Vorsicht und Schlauheit dies angestrebt, auch zur rechten Zeit die Strenge gebraucht, d'rum gelang es ihnen die Macht an sich zu bringen.

Die größte Stütze des Prinzen Moritz war das Volk, welches ihn wie einen Halbgott ehrte, weil er ein tapferer Kriegsheld war. Im Kreise der Generalstaaten hatte er, ehe er sich zu dem schrecklichen Mittel der Hinrichtuug Oldenbarneveldts entschloß, viele und mächtige Opposition gefunden, und er wäre, falls er Oldenbarneveldt, die Spitze der Partheien, nicht geopfert hätte, wahrscheinlich selbst als Opfer gefallen.

Dies ist aber auch der einzige Entschuldigungsgrund

für jene Schreckensthat, auf welche hin mit einem Male alle seine Gegner besiegt und wie vernichtet waren.

Einer seiner ergebensten und willigsten Rathgeber war Franz von Aerssen, Herr von Sommeldyck. Dieser schlaue und gewandte Staatsmann — er war Mitglied der Generalstaaten und Rath am obersten Gerichtshofe — hatte den Herzog Wolfgang Wilhelm ebenfalls sehr in Affection genommen und verfolgte denselben förmlich mit religiösen Gesprächen, welche dem Fürsten von jeher ein Greuel gewesen.

Unser Herzog aber war so klug diesen Herrn in seiner Weise auszubeuten, und vermochte ihn, sich mit dem ambassadeur extraordinaire du Roy de Franee im Haag, Herrn Franz von Boisise, welcher, wie wir wissen, schon im Jahre 1609 bei uns in Düsseldorf war, dahin zu vereinigen, daß der Waffenstillstand einstweilen unter französischer Garantie um sechs Wochen verlängert wurde.

Zum Danke dafür ließ es sich denn auch der Herzog gefallen, daß Herr von Aerssen ihm einen berühmten französischen Prädikanten mit Namen Peter Dümoulin vorstellte, der Professor der Theologie in Sedan war und jetzt darauf reiste alle protestantischen Secten in Frieden zu vereinigen.

Der Herzog meinte im Beisein des Prinzen Mo-

ritz und jener beiden Herren, daß dies nun und nimmer möglich, noch je geschehen werde. Von Aerssen hielt dafür, daß es doch nicht ganz unausführbar, und Prinz Moritz äußerte fast unbedachter Weise, „daß man sie wohl am Besten mit und durch das Schwert einig machen könnte." Herzog Wolfgang Wilhelm konnte sich bei dieser Gelegenheit nicht enthalten, mit Bedauern in Betreff der holländischen Religionswirren auszusprechen: „Wie viel Zwist herrscht in Holland über Luthers und Calvins Lehre! Keine Stadt, ja kein Haus ist frei von theologischem Gezänke. Weiber streiten mit ihren Männern, Kinder mit ihren Eltern über das Verständniß der heiligen Schrift. In Gesellschaften, in Wirthshäusern, bei Trunk und Spiel entscheiden Weiber und Thoren über die höchsten Wahrheiten. Ihr könnet nie einig werden, weil so gewiß falsche Sätze nicht miteinander stimmen, als wahre einander nicht widerstreiten. Je weiter man in's Meer des Irrthums hinausschifft, um so dunkler werden die Wogen!"

Nach dieser, mit dem, dem großen Fürsten eigenthümlichen Feuer gesprochenen Rede, hatten sich die drei Reformirten, wie Christiane Höninghaus erzählte, „ganz verblüfft" angesehen, aber keine Worte gefunden. Erst als Herzog Wolfgang von etwas Anderem zu

reden begann, erholten sie sich von ihrem Staunen und Schrecken, und ließen nun ferner die „religiösen Discourse" bei Seite.

Ein paar Tage nach der Ankunft des Herzogs im Haag, fiel eine Begebenheit vor, welche dem hohen Herrn, trotz der Aufmerksamkeit des Prinzen Moritz, sehr den Aufenthalt verleidete und ihn veranlaßte eher zurückzureisen, als es ursprünglich sein Wille war. Es kamen nämlich mehrere angesehene Bürger der Stadt Thiel in Geldern zum General-Statthalter, um denselben zu bitten, ihnen die Freiheit dreier Mitbürger zu gewähren, welche sich vor Kurzem in eine Conspiration gegen ihn eingelassen hatten. Diese Conspiranten hießen Johann Mom, Adrian von Einhout und Albert von Botbergen, und waren von jeher als sehr spanisch gesinnt bekannt gewesen. Die Infantin Isabella hatte deren Sympathieen zu benutzen verstanden und sie veranlaßt eine förmliche Verschwörung zur Ueberlieferung der Festung Thiel, welche die Holländer stark besetzt hielten, zu bilden. Ambrosius Spinola hielt die Endfäden dieser Intrigue, welche mit Hülfe eines Utrechter Jesuiten: Wilhelm de Leeuw, vorsichtigst an- und eingesponnen worden, in der Hand und wollte sich eben der Stadt bemächtigen, als die Holländer „Lunte merkten" und die vorbenannten

Herren gefangen nahmen und einsperrten. Der schlaue Jesuit aber entrannte natürlich noch zur rechten Zeit nach Brüssel, und Moritz von Oranien hatte, wie man zu sagen pflegt, bei ihm „das Nachsehen." Da er sämmtliche Papiere der Conspiration in Händen oder vielmehr mit nach der Residenz geschleppt hatte, so lag gegen die Obengenannten kein eigentlicher Beweis ihrer Schuld vor. Die Thieler Bürger waren deßhalb gekommen, um die Angeklagten frei zu bitten; aber sie wurden vom Prinzen sehr übel empfangen, der ihnen in rauher Kriegerweise andeutete, daß er den Verräthern und ferner jedem Conspirator „den Kopf vor die Füße legen lassen werde."

Dies hielt er denn auch leider nur zu bald, denn er ließ andern Tages ein Gericht halten, welches die drei Angeklagten „ohne überführt zu sein" zum Tode verurtheilte. Das Todesurtheil wurde am 17. April 1621 wirklich vollzogen; andern Tages aber trat Herzog Wolfgang Wilhelm seine Rückreise nach Düsseldorf an; jedoch nicht, ohne den Prinzen Moritz zu gemahnen: „künftig barmherzig zu sein, damit man einst selbst Barmherzigkeit erlange."

Schon in Cleve, wo er den zweiten Tag mit seinem Gefolge über Nacht blieb, vernahm er, daß die Holländer den mühsam durch ihn um sechs Wochen ver-

längerten Waffenstillstand übermüthiger Weise gebrochen hatten. Die Truppen der Garnisonen von Breda und von Bergen ob Zoom waren ausgebrochen und streiften bis vor Antwerpen. Letztere erhielten aber bei der Gelegenheit eine so arge Schlappe, daß sie gern wieder heimkehrten. Seitdem wurde der Waffenstillstand strenger beobachtet, ja sogar, durch Vermittelung des französischen Gesandten, Franz von Bosisse, nochmals bis zum August des Jahres 1621 verlängert.

Ein andere Nachricht aber, die Herzog Wolfgang noch bitterer berührte, war die, daß die Generalstaaten auf des Prinzen Moritz von Oranien Anstiften ein Edikt gegen die Jesuiten erließen, wodurch sie dieselben aus ihren Landen urplötzlich verbannten. Als ob die armen Väter Jesu etwas dafür gekonnt hätten, daß ihr Mitbruder Wilhelm de Leeuw sich in die Thieler Verschwörung eingelassen hatte und die Holländer so dumm gewesen waren ihn entwischen zu lassen! Genug: sie mußten mit Sack und Pack auswandern und thaten dies denn auch geduldig wie immer, jedoch nicht ohne vorher noch zu überlegen, zu welchem Loche sie später wieder herein zu kommen gedachten.

Franz von Aerssen, der Rath am Gerichtshofe und Mitverurtheiler Oldenbarneveldts und der Verschwörer von Thiel, der eifrige Freund reli-

giöser Discourse, hatte dies Edict contrasignirt. Aber er mußte daran glauben, denn er bekam plötzlich, wohl in Folge einer Erkältung, eine so starke Kolik, daß er sein ganzes Leben nicht wieder gesund wurde.

Herzog Wolfgang Wilhelm wurde in Cleve von dem Geheime=Rath Adam von Schwarzenberg, welcher, seitdem der Kurfürst Johann Georg den Thron von Brandenburg bestiegen, dortselbst mit großer Machtbefugniß waltete, mit höchster Auszeichnung empfangen. Der Clevische Adel wollte, aufmerksamer Weise, dem Herzoge ein Fest geben; aber derselbe lehnte dankend Alles ab, indem er angab, nur einen Tag verbleiben zu wollen, um die Stadt und das Schloß seiner Ahnen in Augenschein zu nehmen.

Adam von Schwarzenberg machte mit großer Feierlichkeit die Honneurs der Stadt und führte den Herzog selbst im Schlosse und in den Kirchen umher. Bei der Gelegenheit kam denn auch die hübsche, romantische Geschichte von Beatrix, der Tochter des Theodorich Ursinus, Herrn zu Cleve, einziger Enkelin des Grafen Walter von Teisterband zur Sprache.

Dieses holde Mägdlein, hub Schwarzenberg an, harrete um das Jahr 711, nachdem ihr Herr Vater, der ursprünglich von dem alten, zu Cäsars Zeit an den Rhein gekommenen, römischen Geschlechte der Ursinus ab=

stammte, verstorben war, eines Bräutigams, der sich aber immer nicht zeigen wollte. Als sie nun jedoch eines Tages auf dem Söller ihrer Burg verweilte und in die Fluthen des Rheins blickte, gewahrte sie in der Ferne vier weiße Schwäne, die an einer goldenen Kette ein Schifflein zogen, worinnen ein schöner junger Mann saß. In der Hand hielt er ein vergoldetes Schwert, und an der Hüfte hing ein glänzendes Jagdhorn; an dem Finger trug er einen köstlichen Ring und vor sich hielt er einen goldenen Schild mit einem silbernen Inschilde und mit acht goldenen Sceptern, die sich durchkreuzten.

Langsam nahte sich der Kahn der Burg der Gräfin. Der Jüngling stieg an das Ufer und bat dieselbe um geneigtes Gehör. Wunderbar ward die Fürstin durch den Anblick dieses schönen, jungen, ungewöhnlich großen und starken Mannes ergriffen, der ihr seine Dienste anbot, wohl aufgenommen ward und bald das Land von ihren Feinden säuberte. Als Lohn dafür ward ihm ihre Hand zu Theil, wobei er aber die Bedingung machte, daß sie nie nach seinem Stand und Herkommen forsche.

Er entdeckte ihr blos, daß er vom Verhängniß zu ihrem Gemahl bestimmt sei, und, daß das von ihm abstammende Geschlecht Glück, Sieg und Ruhm haben werde. Er nenne sich Elias Grail, sei ritterbürtig

und komme aus fernen Landen, würde sie ihn aber nach seinem Herkommen fragen, dann würde sie ihn nie wiedersehen.

Zweiundzwanzig Jahre lebte der Ritter in glücklicher Ehe mit der Gräfin und drei Söhne waren die Frucht ihrer Verbindung. Dem ältesten: Theodorich, gab er seinen Schild und sein goldenes Schwert, ernannte ihn zu seinem Nachfolger und vermählte ihn mit einer Tochter des Grafen von Hennegau; dem zweiten: Gottfried, gab er sein Horn und errang ihm das Gau Loon; dem dritten: Konrad, gab er seinen Ring und wußte ihm die Landgrafschaft Hessen zu verschaffen. Es muß also wahr sein, wenn man ihn für ausnehmend groß und tapfer ausgiebt, denn er soll über Alle, die gegen ihn stritten, gesiegt haben. Besonders soll er dem Karl Martell wider die Sachsen, Friesen und Bayern große Dienste geleistet und zu den Siegen die jener erstritt, das Meiste beigetragen haben.

Zum Lohne dafür erhielt er auf Verwenden Karl Martells die Grafenwürde und die Vogtei Cleve wurde zur Grafschaft erhoben. Leider aber mußte durch die Neugierde der Gräfin Beatrix das häusliche Glück des Paares mit einem Male gestört werden, denn als sie einst in traulicher Stunde das Geheimniß seiner Herkunft ihm zu entlocken bemüht war, verschwand er

vor ihren Augen und sie sah ihn nie wieder. Bald darauf, im Jahre 734, soll sie vor Gram auf dem Schlosse zu Cleve verstorben sein.

Als Adam von Schwarzenberg diese Geschichte beendet hatte, hub Herzog Wolfgang Wilhelm, der mit großer Aufmerksamkeit zugehört, folgendermaßen an: Diese artige und rührende Geschichte erinnert mich an ein Vorkömmniß aus meinem Leben. Als ich nämlich noch ein junger Mann, das bayerische Hochgebirge einmal in Begleitung einiger Cavaliere durchstreifte, kamen wir auch zu einem alten Schlosse: der Schwanstein*) benennet, welches unfern von dem Städtchen Füssen auf hohem Berge noch ziemlich erhalten thronet. Weil wir uns über den Namen des Schlosses erkundigt, berichtete uns der alte Pfleger oder Voigt, daß es also benennet, weil d'rauf ein Ritter gewohnet, welcher vier Schwäne auf dem See am Fuße der Burg also abgerichtet hätte, daß sie einen Kahn „willig und wohlgelenk“ durch die Flu-

*) Mein allergnädigster König und Herr, Maximilian II. von Bayern, kunst- und hochgesinnt, wie alle erlauchtesten Wittelsbacher, hat den Schwanstein schon als Kronprinz neu erbauen und durch Lindenschmidt und Quaglio mit herrlichen Fresken schmücken lassen. Dort, in Hohenschwangau, verweilt der erhabene Fürst oftmals im Sommer und pfleget der Gemsjagd; dort wohl auch entstanden die reizenden kleinen Lieder, welche der edle Sohn des Dichterkönigs unserm Deutschland gesungen?
A. d. V.

then gezogen. Mit diesen Schwänen wäre er dann in der Welt umhergefahren und endlich als Greis heimgekommen. Er selbst habe keine Kinder, noch ein Weib gehabt: es sei aber aus weiter Ferne ein junger Anverwandter gekommen, der sein Erbe geworden, und von ihm entstammeten die Edeln von Schwangau, welche große Güter dort und in Tyrol besessen haben und erst vor circa hundert Jahren ausgestorben sind. Die Herrschaft aber und das Schloß ist jetzt in den Händen der edlen und vornehmen Herren von Paumgarten, deren Ahnherr Johannes von Kaiser Karl V. damit belehnt wurde.

Die Chronisten erzählen, sprach Schwarzenberg, den Ursprung der Grafen und der Grafschaft Cleve in vorberichteter Weise. Das Wahre an der Sache mag wohl sein, daß Elias als ein fahrender, tapferer Ritter, vielleicht durch Karl Martell empfohlen, der jungen Fürstin ihr Erbe vertheidigt und sie ihn liebgewonnen, daß aber, als sie seine Herkunft vernommen, sich ihr Herz von ihm abgewendet und er sie aus Verdruß verlassen hat.

Uebrigens hat, fügte das alte Hoffräulein bei, der Name Elias Grail wirklich durchaus keinen edelmännischen, sondern einen gar üblen Klang, und habe ich nun und nimmer von einem Rittergeschlechte, das

„Grail“ benahmet gelesen. Auch taufte wohl selten ein Ritter seinen Sohn „Elias,“ denn das erinnert an „Moses und die Propheten.“ In der zu Arnheim in Druck und Stich erschienenen Stammtafel der Grafen und Herzöge zu Cleve, heißt es von diesem Gemahl der Gräfin Beatrix, daß er zu Narbonne in Frankreich in einer Schlacht gegen die Saracenen geblieben sei.

Wie dem übrigens auch sein mag, sprach Herzog Wolfgang, unsere Ahnherrn, die Nachkommen des Schwanenritters, waren tapfere und redliche Leute. Besonders habe ich von meiner Frau Mutter, der Herzogin Anna von Neuburg Liebden, stets mit größter Verehrung von Ihrem Urahn, dem Herzog Adolph I. von Cleve, sprechen gehört und sie wußte ein Sprüchlein, welches sie uns oft als Knaben vorhielt, damit wir auch also, wie unser glorreicher Vorfahr werden möchten. Dasselbe lautete:

Syn Nyn was Nyn gerechtig,
Syn Ja was Ja vollmechtig,
Hey was sins Ja gedächtig;
Syn Grondt syn Mondt inträchtig.
Prins aller Prinsen Spiegel:
Syn Wordt dat was syn Siegell;
Syn Moides stolt en kregell.
Der frommen Fürsten Regell
Was, nach aller Munden,
Höchst prinzelik in em bevonden.

Welches auf Hochdeutsch etwa sagen würde:

Sein Nein, war Nein gerechtig,
Sein Ja, war Ja vollmächtig,
Er war seines Ja gedächtig;
Sein Grund, sein Mund einträchtig.
Prinz aller Prinzen Spiegel:
Sein Wort das war sein Siegel;
Seine Mode stolz und kregel.*)
Der frommen Fürsten Regel
Ward, nach Aller Munden,
Höchst prinzlich in ihm befunden.

Dem Schwarzenberg war es bei diesen Worten nicht wohl zu Muthe geworden, denn er fühlte vor dem Herzog und dessen Hofcavalieren seine ganze Nichtswürdigkeit und fragte daher, die Rede auf andere Dinge lenkend, ob unser gnädigster Herr auch Kenntniß davon habe, daß Markgraf Ernst seiner Zeit, sechszig Kisten mit Urkunden und Documenten aus der Hofcanzlei von Düsseldorf nach Cleve habe verbringen lassen. „Die mögt ihr in Gottes Namen behalten" fuhr Wolfgang Wilhelm heraus. „Wir bedürfen dergleichen nicht zum Beweise unseres Rechtes, denn das steht fest und unverbrüchlich."

Der alte schlaue Oestreicher, fuhr die gute Bon-

*) Das Wort „kregel" wird noch heute oft in den ehemaligen Herzogthümern Cleve und Berg gebraucht und bedeutet bald „gesund," bald „gewandt" auch wohl „lustig sein." A. d. V.

gart fort, war sehr erschrocken, über diesen Ausfall, wurde indeß bald beruhigt und hocherfreut, als der Herzog ihm beim Abschiede die Hand reichte und ihm sagte, daß man in Düsseldorf zur rechten Zeit noch ganz andere Dinge holen könne, als Urkunden und Dokumente.

Wolfgang Wilhelm war von den Eindrücken im Haag und der Reise sehr angegriffen und verblieb daher auf der Weiterreise die erste Nacht in Wesel und die zweite in Duisburg. In ersterer Stadt haben wir nichts erlebt, was etwa von Interesse gewesen wäre. Wir kamen spät an, speisten gut zur Nacht, schliefen im Wirthshause und fuhren am andern Tage nach Duisburg weiter, berichtete der Kämmerer Franz von Spiering dem Hoffräulein. Etwas anders war es in Duisburg. Dort wurden wir zu unserm größten Erstaunen an der Grenze des Stadtgebietes von nicht weniger wie neunundneunzig Standespersonen, den außerordentlich dicken Bürgermeister an der Spitze, feierlichst eingeholt. Sämmtliche neunundneunzig Personen waren Stadtangestellte: Entweder Magistrats- oder Gerichtspersonen, oder Schul- oder Steuerbeamte, oder Schifffahrtsmeister; auch sämmtliche Rathsverwandte, Zunftvorsteher u. s. w. waren dabei; mit einem Worte: Alles was Dienst hatte, bis auf den Pedellen des 1599

gestifteten Gymnasiums in seiner rothen Uniform mit einem mächtigen Haselstock in der Hand. Alle diese „fürnehmen und hochgelahrten besonders lieben, getreuen, in hohen und niedern Diensten verhaltenen Männer und Leute," waren in voller Uniform erschienen.

Das Gefolge des Herzogs vermeinte mit Erstaunen, sie seien vielleicht also angerückt, um ihren gnädigsten Herrn, dem Herzoge von Jülich und Berg zu huldigen und Brandenburg zu entlaufen. Aber sie täuschten sich sehr, denn der Bürgermeister hielt alsobald mit wichtiger Amtsmiene eine lange Rede in lateinischer Sprache, woraus nicht Geringeres hervorging, als, daß „des Reichs Bürger zu Duisburg" sich aufgethan, um den erlauchten Pfalzgrafen von Bayern, Herzog zu Neuburg und in Jülich und Berg, dem Urenkel ihres allergnädigsten Herrn und Kaisers Ludwig des Bayern, einen guten Tag zu wünschen und ihn willkommen zu heißen.

Duisburg war nämlich schon im Jahre 1145 vom Kaiser Konrad III. zur deutschen Reichsstadt erhoben worden. Kaiser Rudolph von Habsburg hatte zwar im Jahre 1290 auf dem Reichstage zu Erfurt ihre Freiheiten bestätigt, aber er verlieh sie, gleichwie Wesel, an Diedrich VIII. von Cleve als Heirathsgabe bei dessen Vermählung mit Margaretha, seiner Nichte. Kaiser Ludwig, aus dem Hause Bayern, war

der Stadt sehr wohlgesinnt gewesen und hatte nicht allein ihre Freiheiten bestätigt, sondern ihr auch noch neue gewährt. Kaiser Sigismund nannte sie in einer Urkunde vom Jahre 1414 seine Stadt. Eben so sprach Kaiser Maximilian I. im Jahre 1505 von ihr, und von ihren Einwohnern als „des Reichs Bürgern.“ Die Stadt war und blieb nichtsdestoweniger aber fort und fort clevisch.

Die Reichunmittelbarkeit war den Bürgern jedoch stets im guten Gedächtniß verblieben und sie hatten vielfache Versuche gemacht, sich der Herrschaft der clevischen und bergischen Fürsten, welche ihnen in Anbetracht der ehemaligen Reichsfreiheit viele Rechte belassen hatten, zu entziehen.

Es bestand daselbst noch immer ein Bürgerwesen mit großen Vorrechten und eine eigene Bürgermiliz. Die jungen Bürger waren als tüchtige Kriegshelden weit und breit berühmt, welches noch aus jener Zeit datirte, wo sie im Jahre 1445 in der Georgsnacht die Truppen des Erzbischofs von Cöln, und des Grafen Theodor von Moers, welche die Stadt Soest, für die Duisburg Partei genommen, wieder an sich bringen wollten, siegreich zurückgeworfen hatten.

Seitdem feiern, sprach die Großtante zur Großmutter, die Duisburger noch immer bis zur heutigen

Stunde in Kirche, Schule, Tanzsaal und Wirthshaus den Sankt Georgentag.

Doch ich vergesse ganz dir zu erzählen, was „des Reiches Bürger" eigentlich von Herzog Wolfgang Wilhelm begehrten. Sie verlangten nichts Geringeres, als derselbe möge sich bei dem Kaiser Ferdinand II. dahin verwenden, daß sie wieder die gänzliche Reichsunmittelbarkeit erhielten. Zwar seien sie mit Brandenburg ganz wohl zufrieden, aber gut sei gut, jedoch besser sei besser. Weil nun jetzt gerade der Erbfolgestreit noch nicht geschlichtet, meinten sie, daß die beste Gelegenheit vorhanden sei, sie wieder zum Reiche zu nehmen. Dieses Alles aber äußerte der Bürgermeister größtentheils „abhanden" dem Herzoge.

Als ihm darauf Herzog Wolfgang bemerklich machte, daß Kaiser Ferdinand II. ein sehr katholischer Herr sei und sich nicht darum gräme, eine reformirte Stadt weniger im Reiche zu besitzen, hub der dicke Bürgermeister, dessen Hals eine schwere goldene Gnadenkette mit Kaiser Ludwig des Bayern Bildniß umschlang, und auf seinen Bauch herabhing, lustig zu reden an und meinte: daß ja nicht sie, „des Reichs Bürger," sondern der alberne Scultetus, der hoffärtige Prädikant Friedrich V. von der Pfalz, hier in Duisburg eine Synode gehalten und eine Kirchen=

ordnung gemacht. Aber das könne man ja bestens wieder auseinander thun, fuhr er fort; das sei nicht für die Ewigkeit verfertigt! Dann blinzelte er vergnügt mit seinen kleinen Augen, die in einem wahren Wulste von Fett gelagert waren, lächelte verschmitzt und sprach so leise, daß es Herzog Wolfgang kaum vernahm: „Unsere Salvatorkirche ist eine der ältesten Kirchen des Landes und besaß ein wunderbares Heiligenbild, nach dem vor unserer Zeit viel gewallfahret worden; es ist in der Stille ausgeschafft worden, aber auf der Reise nach Cöln in dem Dorfe Nievenheim verblieben, wo es große Wunder verrichtet. Man könnte es wieder zurückkommen lassen!"

Herzog Wolfgang Wilhelm lächelte ob dieser staatsklugen Rede des Bürgermeisters und versicherte, daß er gern bereit sei, das zu thun, was er je für Duisburg thun könne. Franz von Spiering aber nahm den Bürgermeister auf die Seite und sagte ihm: Wisset ihr auch, werther Herr, welches Sprüchwort Kaiser Ferdinandi Lieblingssprüchwort ist? Es heißet: Nehmen ist seliger, denn geben. Wenn seine Kaiserliche Majestät es vermöchten, so hätten wir unserm gnädigsten Herzoge längst seiner Erblande: Jülich und Berg auch spoliret. Begnüget Euch daher und haltet treu zum Brandenburger, das ist ein ehrenwerther Fürst,

der Euch zu schützen vermag und Euch vielleicht das, was Ihr von besondern Vorrechten noch besitzt, in Frieden beläßt, ja Euch gar noch mehr zuwendet.

Der dicke Bürgermeister schmunzelte und sprach: Wir wollen es probiren! Kaum hatte Herzog Wolfgang und sein Gefolge die Thore der alten Reichsstadt hinter sich, als er auch schon eine Deputation nach Berlin schickte, die um Aufrechthaltung sämmtlicher Rechte, so wie um Ausführung der auf Antrag Herzog Wilhelms von Jülich, Cleve und Berg von Papst Pius V. und vom Kaiser erlangten Privilegien zur Errichtung einer Universität in Duisburg, submissest bat.

Kurfürst Georg Wilhelm aber hatte schon früher von anderer Seite von den reichsunmittelbaren Ideen der Duisburger Kunde erhalten und schickte die Deputation sehr ungnädig heim. Erst unter dessen Nachfolger Friedrich Wilhelm, dem großen Kurfürsten von Brandenburg, gelang es im Jahre 1655 der Stadt Duisburg die Gründung einer Universität zu veranlassen. Sie blieb aber auch seitdem stets gut preußisch und gab alle Reichsunmittelbarkeits-Gedanken ein für alle Mal auf.

Doch ich bin wieder etwas aus dem Context gekommen, fuhr Christiane Höninghaus fort. Aber wo sind wir stehen geblieben, liebe Anna Regina?

Ja, ja! ich hab's. Bei der Rückreise unsres gnädigsten Herzogs von Duisburg nach Düsseldorf.

Als derselbe in seiner Residenz wieder angelangt war, fand er alldort eine Menge Briefschaften und Papiere vor, welche ihn bestimmten, schon im Juni eine Reise in seine Neuburg'schen Lande zu unternehmen und daselbst bis in den Spätherbst zu verweilen. Das Unheil, welches durch die Verwicklungen des dreißigjährigen Krieges über Bayern und ganz Deutschland gebracht wurde, bedrohte auch seine Erbstaaten. Ernst von Mansfeld, der saubere Bastard, hatte sich von der Obern-Pfalz nach der Rhein-Pfalz durchgeschlagen und war auf seinem Zuge sengend und brennend mit einem kleinen Häuflein vor Neuburg erschienen. Da er aber die Dörfer und Städtchen ringsumher fast menschenleer gefunden — denn Alles war vor seinen Schaaren geflüchtet — auch das gut befestigte und wohl vertheidigte Neuburg nicht anzugreifen wagte, so war er alsbald weiter gezogen.

Herzog Wolfgang Wilhelm fürchtete die Wiederkehr solcher Scenen und überließ daher, da es bei uns ganz gut aussah, der Herzogin Magdalena mit dem Kämmerer von Spiering und dem Kanzler Althofen die Oberaufsicht über die „laufenden Geschäfte" in Berg, jedoch nicht ohne seine Gemahlin zu

ersuchen, bei jeder nur etwa wichtigen Handlung brieflich vorher mit ihm Rath zu nehmen.

Kaum war der Herzog einige Wochen entfernt, als bei Hofe ein sonderbares Gerücht auftauchte, welches man jedoch vorerst der Herzogin Magdalena, die sehr empfindsam und reizbar war, sorgfältig verbarg. Es hieß nämlich eines Tages, daß es im Schlosse „umgehe." Man wollte zuweilen um Mitternacht und auch manchmal bei Tage eine weiß gekleidete mit einem weiten Schleier bedeckte Gestalt durch die langen Gänge des Schlosses dahin schweben gesehen haben. In dem Rittersaale oder in der alten Burgkapelle sei sie verschwunden!

Dies war die gewöhnliche Erzählung. Besonders berichtete man noch, daß Josepha Pfistermeyerin, die Kammermagd, welche die Herzogin einmal sehr spät beurlaubt hatte, dem Gespenst begegnet wäre und mit naseweiser Vorwitzigkeit vor sie hingetreten sei, aber einen solchen Stoß auf die Brust erhalten habe, daß sie seitdem beständig „hüstele." Die Lustigkeit dieser übermüthigen Dirne war seit jener Zeit durchaus verschwunden und wenn sie des Nachts bei der Herzogin den Dienst hatte, ließ sie sich jedesmal von ihrem Anbeter, dem Lakaien Peter Spitt, einem geborenen Benrather, an der Thür des Vorzimmers abholen, „damit ihr ja nichts begegne."

Dieser Lakai Spitt hatte die Aufgabe den todten Herzog zu bedienen. Ihr werdet nicht wissen, was das sagen will, liebe Jungfer Christiane, hatte die gute Bongart zur Großtante gesagt; aber ich will es euch erklären:

Der Körper des hochseligen Herzog Johann Wilhelm, des Gemahls der Jakobea, stand noch immer „über der Erden." Deßhalb auch erhielt er nach uraltem Brauche noch Tag für Tag seine Mittagsmahlzeit, das heißt es wurde für ihn gedeckt und ihm servirt, als ob er noch am Leben gewesen wäre. Zu dem Endzwecke ward in seinem ehemaligen Wohngemache, links vom italienischen Thurme täglich der Speisetisch für ihn aufgestellt, sein Lehnsessel und der seiner zweiten Gemahlin beigerückt und alles wie bei Lebzeiten des durchlauchtigsten Fürsten gehalten.

Der Lakei Spitt empfing von einem Küchenknechte die Suppe, das Rindfleisch und die übrigen Gerichte und „setzte sie auf." Nach etwa fünf Minuten hob er dieselben Schüssel um Schüssel ab und übergab sie dem Küchenknechte, der sie unberührt den Armen überliefern mußte.

Peter Spitt, war, wie gesagt, aus Benrath gebürtig. Dieser Ort hatte bis vor Kurzem zum Protestantismus gehalten, und obwohl der Lakai wieder katholisch

geworden, so mochte ihm doch noch Manches von seiner früheren Ungläubigkeit anhängen. Besonders aber wollte er nichts von Geistern wissen und verlachte seine arme Braut sehr wegen ihrer Furchtsamkeit. Er sollte aber bald andern Sinnes werden, denn als er am 2. September 1621, um den todten Herzog zu bedienen, die Thür des alterthümlichen Gemaches aufschloß, erblickte er zu seinem Erstaunen auf den zwei Lehnsesseln am Eßtische zwei Gestalten, welche ihn mit kalten, leblosen Blicken anstarrten. Furchtsam wendete er sich ab und wollte von dannen eilen, ermannte sich aber und blickte nochmals hin. Da erkannte er sodann in der einen Person den hochseligen Herzog Johann Wilhelm, wie er im Rittersaale abgebildet: im schwarzen Kleide mit vielen Puffen, eine Krause um den Hals und eine goldene Kette um Brust und Schultern. Sein bleiches, verknöchertes Gesicht blickte aus der riesigen Krause geisterhaft hervor; das spärliche, eisgraue Haar stand fast aufrecht; ein Lächeln des Wahnsinns schwebte auf seinen Lippen und sein Auge grinste, wie aus einem Todtenschädel, dem Lakaien entgegen. Ihm gegenüber saß eine schlanke, ganz in weiße Gewänder gehüllte, weibliche Gestalt, deren Haupt mit einem Schleier bedeckt war, in welchem Peter Spitt ganz deutlich rothe Flecken, wie von geronnenem Blute, gewahrt

haben wollte. Die Dame blickte ihn ebenfalls mit erloschenem Auge starr an. Ihr Gesicht war schön, aber blaß, jedoch sonst nicht entstellt und nur die Spuren tiefen Leidens darin zu erkennen.

Der Lakai lief zum Hofmarschall und vermeldete was er gesehen. Derselbe aber schickte ihn zürnend zurück: Er möge nur den todten Herzog, wie es seine Pflicht sei, auch heute bedienen. Als er nun zitternd und zagend wieder in das herzogliche Wohnzimmer trat, war das Gesicht verschwunden, aber die Stühle standen nicht wie gewöhnlich an der Wand, sondern vor dem Speisetisch. Er verrichtete darauf seinen Dienst wie immer, konnte sich aber nicht enthalten nachdem er fertig war, zu Frau von Böll zu gehen und ihr zu erzählen, was er gesehen.

Die gute Dame verbot ihm auf das Strengste Niemanden von dem Gesicht zu sprechen und fügte schmerzlich bewegt hinzu: heute sind es vierundzwanzig Jahre, daß die erlauchte Prinzessin Jakobea, Herzogin zu Jülich, Cleve und Berg, in Wirklichkeit von dieser Erde abgeschieden ist. Requiescat in pace!

Achte Abtheilung.

Das beste Stück. Pro urbe et orbe. Der kranke Pfalzgraf. Ein guter Geist. Die Aldina vom Jahre 1502. Es ist zwei Uhr, Eure Liebden. Eine Schlacht auf der Bettdecke. Karl, der Frankenkönig. Die Ratten haben es gefressen. Der spanische Knicks. Une révérence de duchesse. Im Closet. Die Vorstellung bei Hofe. Helika von Poysel. Der extravagante Blick. Johann Therclas, Graf von Tilly. Das alte Schloß um 1623. Ein Teufel auf dem Schimmel. C'est à ma mode et cela me suffit.

Als die Großmutter am nächsten Sonntage zu der alten kurfürstlichen Dienerin kam, war dieselbe gerade mit dem Ordnen der Papiere, in der alten ihr schon bekannten mit dem Wappen von Berg: der Rose, geschmückten Mappe von rothem Maroquin, beschäftigt. Setze dich, mein geliebtes Kind, sprach sie zu ihrer Nichte, und fuhr dann fort emsig unter den Schriftstücken zu suchen. Nun da habe ich es endlich gefunden, hub sie an, indem sie ein sorgfältig zusammengefaltenes Päckchen heraushob und neben sich auf den

Tisch legte. Diese Papiere sollst du mir heute vorlesen, sagte sie weiter; nicht daß ich gerade unwohl wäre, und nicht viel sprechen könnte, sondern vielmehr, weil die Geschichten, die darin stehen, gar so allerliebst sind und sich wirklich besser anhören, als erzählen.

Ich bin heute recht egoistisch, nicht wahr, liebe Anna Regina, fuhr sie mild lächelnd fort; ich will dich jedoch nicht ganz leer ausgehen lassen und dir wenigstens ehe du dein Pensum beginnen mußt auch noch Etwas erzählen. Aber wo sind wir das vorige Mal stehen geblieben? Ja, ich entsinne mich, bei dem ersten Erscheinen der Herzogin Jakobea, wie mir dasselbe von Fräulein von dem Bongart berichtet worden.

Die Hofleute und namentlich die niedere Dienerschaft munkelten seit jener Zeit beständig, daß es im Schlosse nicht richtig sei und die schuldlos gemordete Prinzessin sich oftmals sehen lasse. Einmal trete sie plötzlich aus der Wand hervor und schwebe leicht und unhörbar an den Erschrockenen vorüber; ein anderes Mal rausche sie in schwerem seidenen Gewande daher; ein drittes Mal trage sie gar ihren eigenen, der Sage nach abgehauenen Kopf unter dem Arme und seufze dabei ganz jämmerlich. Auch Junker Peter, der Hofnarr, wollte sie so gesehen haben und behauptete, er habe ihr die Reverenz gemacht, worauf der Kopf ihn

hohnlächelnd angesehen, was ihm solche Furcht eingeflößt habe, daß er eilends davon gelaufen sei. Dies waren aber nun Alles wohl nur Geschichten, die Jedermann sich auf seine Art aus später Nacht, Mondschein und dunkeln Gängen zusammen gebildet hatte und vor lauter Erzählen und wieder Erzählen am Ende selbst glaubte. Etwas Anderes war es jedoch mit dem Erlebniß, welches sich gerade ein Jahr nach der vorhergehenden Erzählung begab.

Fräulein Jakobea Odilia von dem Bongart verweilte seit dem 15. Mai 1622 als Hoffräulein der Herzogin Magdalena im Schlosse. Ueber ihre Vorstellung bei Hofe und ihren Dienst werde ich dir sogleich noch Einiges sagen. Genug, sie wohnte schon damals in den Zimmern über dem Rittersaale, welche ich dir beschrieben habe. Neben ihr hauste in einer kleinen zierlichen Kammer Benona Schilderer, die Silberbeschließerin, das alte treue Mädchen, welches die Herzogin Magdalena von München mitgebracht hatte und die dem fürstlichen Hause über Alles ergeben war, auch den kleinen Pfalzgrafen in früheren Jahren als „ihr best' Stück" fast täglich mit Liebkosungen überhäuft hatte. Jetzt, wo er schon fast sieben Jahr alt war, wagte sie es nicht mehr ihn zu liebkosen, sondern küßte höchstens die Hand seiner „fürstlichen Gnaden," wie sie

ihn nach altem bayerischen Herkommen nannte. Aber sie richtete jeden Abend für ihn ein eigenes Gebet an den heiligen Benno mit dem Fisch, ihren Schutzpatron und der Patron der Stadt München, ihrer Vaterstadt.

Einmal hatte sie auch wieder für ihren kleinen Pfalzgrafen und seine erlauchtesten Eltern, für ihre Verwandten und Freundschaft, so wie für sich, für die Stadt und die ganze Welt — pro urbe et orbe — gebetet und es war darüber fast ein Uhr geworden. Eben erhob sie sich von ihrem Betschemel und wollte sich nun zur Ruhe begeben; da vernahm sie plötzlich an ihrer Zimmerthür drei laute Schläge, wie wenn der Zeigefinger einer kräftigen Hand gegen dieselbe geklopft habe. Rasch öffnete sie solche, sah aber zu ihrem Erstaunen Niemanden davor stehen; auch war der lange Gang, welcher links zu einer alten Wendeltreppe führte, öde und leer, und nur der Mond warf sein bleiches Licht durch die hohen Fenster und bildete allerlei Gestalten auf der Wand.

Benona Schilderer sprach ein Vaterunser, verriegelte die Thür und wollte eben zu Bette steigen, da vernahm sie zum andern Mal drei laute Schläge gegen ihre Zimmerthür. Erschreckt, aber dennoch furchtlos, öffnete sie dieselbe nochmals rasch, und gewahrte nun

dicht davor eine hohe in weiße Gewänder gehüllte Gestalt, welche ihr zuwinkte, ihr zu folgen.

„Im Namen Gottes und der heiligen Dreieinigkeit, hebe dich weg, so du kein guter Geist bist," sprach Benona sich bekreuzigend. Aber die Erscheinung blieb und hielt die Hand wie flehend empor.

Die treue Dienerin von innerem Drange und seltsamer Ahnung bewegt, entschloß sich demnach ihr zu folgen und schritt langsam hinter der Gestalt her, welche unhörbar durch die langen Gänge vorwärts schwebte. Als sie aber an das Zimmer des kleinen Pfalzgrafen gelangt waren, verschwand die Erscheinung plötzlich. Benona stand „gruselnd" stille und wollte umkehren, da vernahm sie aus dem Schlafzimmer des Kindes leise Seufzer und Stöhnen. Wie sie sich nun von Furcht und Sorge erfüllt beeilte in das Gemach einzutreten, fand sie das Gemach „hell wie vom Tageslicht." Der fürstliche Knabe aber lag ächzend und stöhnend in seinem Bettchen.

Benona beugte sich über ihn und gewahrte mit Schrecken, daß das Kopfkissen des Kindes mit Blut überströmt war und aus dem Munde des Kleinen ein langsamer Blutstrom hervorquoll. Rasch erhob sie ihn, reinigte sein Mündchen, trocknete ihn ab und drückte

ihn an sich. Erwachend rieb er sich die Augen, schlang seine Händchen um ihren Hals und sprach: „Benona!“

In demselben Augenblicke gewahrte die alte Magd die geisterhafte Erscheinung, die ihr geklopft hatte, oberhalb dem Bette des Knaben stehen und beide Hände wie segnend gegen ihn ausstrecken. Dann verschwand sie in der Wand und das Zimmer ward mit einem Male dunkel.

Unterdessen war der Lakai, welcher im Vorzimmer schlief, erwacht, hatte ein Geräusch vernommen und Licht gemacht. Auch die Wärterin, welche im selben Zimmer mit dem Pfalzgrafen lag, ward munter und richtete sich auf. Beide erstaunten sehr, die Silberbeschließerin um diese Zeit hier und den jungen Herrn auf ihrem Arm zu sehen. Aber bald erkannten sie, daß sie sich glücklich preisen konnten, daß die gute Schilderer „so spät vorüber gekommen und den Knaben jammern gehört.“

Man hatte nämlich dem Kleinen an demselben Tage einen Zahn entnommen, der über die andern hervorstand. Bei dieser Gelegenheit mußten die zarten Adern des Kindes zu sehr angestrengt worden sein, denn die Wunde hatte sich Nachts von selbst geöffnet und würde vielleicht noch stark fortgeblutet, ja das sich verdickende Blut den Knaben gar erstickt haben, wenn Benona

denselben nicht erhoben und so den Andrang des Blutes nach dem Kopfe plötzlich vermindert hätte.

Die gute Magd dankte dem Himmel für die Gnade, die er ihr angethan, empfahl dem Lakaien und der Wärterin zu wachen und zu beten bei dem gnädigsten jungen Herrn, und begab sich sodann, nachdem sie dem Kleinen, der sie fast nicht fortlassen wollte, noch einmal ehrfurchtsvoll geküßt, endlich zur Ruhe. Am andern Morgen aber erzählte sie die ganze Historie dem jungen Hoffräulein, welche ihr gegen die Herzogin und das Gesinde die strengste Diskretion befahl, ihr aber rieth, sich mit ihrem Beichtvater deßhalb zu benehmen. Dies that Benona und erleichterte also ihr Herz, dieweil der fromme Herr meinte, „daß es jedenfalls ein guter Geist gewesen sei, der sie gerufen habe."

Einige Wochen nachher, fuhr Fräulein von dem Bongart fort, kam es vor, daß mich die Herzogin Magdalena in aller Frühe zu sich bescheiden ließ. Die Kammermagd, welche mich schon um sechs Uhr weckte, flüsterte, mir leise zu: Die gnädigste Frau Herzogin haben heute Nacht auch ein Gesicht gehabt!

Ich eilte an das Bett der hohen Frau und fand dieselbe ungewöhnlich bleich, aber heiter, und mit heller, voller Stimme also anhebend:

„Ich habe euch rufen lassen, liebe Jungfer von

dem Bongart, weil ich wünschte, daß ihr mit mir den Kaffee nehmen möget und mir auch aufrichtig berichtet, wie es mit der Geistererscheinung steht, von welcher die Leute so oft erzählen und über die meine gute Benona — der auch Etwas erschienen sein soll — nicht mit der Sprache heraus will."

Da ich sah, daß die Silberbeschließerin nicht reinen Mund gehalten, sondern den Kammermägden und Andern geplaudert, so erzählte ich der Frau Herzogin die ganze Geschichte gerade so, wie die alte Münchnerin sie mir berichtet. Als ich geendet, bekreuzte sich die Herzogin und sprach: Es war also ein guter Geist!

Dann aber fuhr sie mit etwas erregterer Stimme fort: Auch mir, gute Bongart, ist heute Nacht Etwas begegnet, was ich nicht für einen Traum halten kann. Ich will es Euch getreulich berichten, und ihr sollt mir sagen, ob ihr es räthlich haltet, wenn ich meinem erlauchten Gemahle davon Kunde gebe. Doch vernehmet nun:

Ihr wisset, daß ich die Gewohnheit habe, stets und oft sehr lange im Bette zu lesen. Es ist euch auch bekannt, daß der Hofarzt mir dies in Rücksicht auf mein wiederholtes Brustleiden schon vor längerer Zeit streng untersagt hat. Gestern aber war es mir durchaus nicht möglich einzuschlafen; ich erhob mich, zündete die beiden Wachskerzen an, und begann in der treff-

lichen Ausgabe der göttlichen Komödie von Dante Allighieri, der sogenannten Aldina, welche schon um 1502 gedruckt ist, und die mir mein Herr Bruder, des Herzogs Maximilian von Bayern Durchlaucht, selbst aus Italien mitgebracht, emsig zu lesen.

Ich las und las die herrlichen Gesänge, die wunderbaren, klangvollen Terzinen, und war immer mehr entzückt, sowohl von dem zauberreichen Wohllaut der Sprache, die mir und allen meinen Geschwistern von Jugend auf geläufig ist, als auch von den erhabenen Bildern, welche sich in diesem unsterblichen Gedichte aneinander reihen. Ich durchwandelte mit dem Dichter an Beatricen's, seiner Jugendgeliebten und an Virgil's Hand, die Hölle und den Himmel. Ich sah niedere und elende Gestalten, aber auch herrliche, edle Menschen: große Männer, zarte und doch starke und tugendhafte Frauen.

Unterdessen mochte es ziemlich spät geworden sein, aber ich gewahrte es nicht, oder vielmehr ich vergaß es über dem Umherwandeln unter den Seligen. Da plötzlich vernahm ich hinter mir ein leises Geräusch. Erstaunt blickte ich um mich, denn ich wußte, daß ich alle Thüren verschlossen hatte, und gewahrte mit einem Mal zu meines Bettes Häupten eine ganz in weiße Gewänder gehüllte Frauengestalt, die langsam vorwärts

schritt. Sie starrte mich mit großen dunkeln Augen an; ihr Gesicht war bleich, aber wohlgeformt; ihre Lippen hatten die Todtenfarbe.

Im Namen Gottes, was wollet ihr! hauchte ich ihr entgegen. Sie aber öffnete wie mit größter Mühe die eng zusammengepreßten Lippen und sprach, die Worte hastig hervorstoßend: — Es ist zwei Uhr, Eure Liebden!

In demselben Augenblicke löschte ein eiskalter Windstoß die beiden Wachskerzen aus. Hastig griff ich zur Schelle und weckte somit die Kammerfrau. Dieselbe hielt an meinem Bette Wache bis ich Euch, liebe Jungfer von dem Bongart, zu mir bitten ließ.

Nachdem die gute Herzogin Magdalena mir dies mitgetheilt, fiel sie erschöpft in ihre Kissen zurück und hatte gleich darauf einen so starken Anfall ihres Brustleidens — welches damals in einer Art Krampfhusten bestand — daß uns Angst und Bange um sie wurde. Als sie sich erholt hatte, ließ sie den kleinen Pfalzgrafen kommen und tändelte und spielte mit ihm, wie ein Kind. Der junge Herr war überglücklich, wenn er bei seiner geliebten Frau Mutter auf der rosaseidenen Bettdecke sitzen durfte und sie ihn lehrte mit kleinen elfenbeinernen Soldaten eine Schlacht zu liefern.

Dort sind die Oestreicher, sprach die holdselige

Herzogin, und hier hält Euer Ahnherr Kaiser Ludwig der Bayer. Ihm zur Seite steht sein getreuer Feldherr Schweppermann und andere edle Herren aus altem bayerischem Stamme. Jetzt wollen die Oestreicher ihn angreifen; doch nein, sie wagen es nicht, sondern denken ihn zu umgehen und ihm und seinem Heere vielleicht in den Rücken zu fallen. Aber er merkt ihre durchlauchtigen Ränke und kommt ihnen zuvor, schlägt sie tüchtig auf das Haupt, fängt die Erzherzöge ein und nimmt sie mit nach München in unser Residenzschloß.

Das war die Schlacht bei Ampfing, die wir vorgestellt, mein geliebter Sohn, fuhr Magdalena fort. Bald darauf setzte Ludwig, unser glorreicher Ahnherr die deutsche Kaiserkrone noch fester auf sein Haupt, jene Krone die den Agilolfingern schon gehört hätte, ehe Karl, der Frankenkönig, sich erhoben, und unser Haus zu vernichten strebte.

Ich ließ die gute Herzogin mit ihrem Knaben, begab mich in meine Zimmer und schrieb Alles Vorgefallene sorgfältig in mein Tagebuch. Aber, denket euch, liebe Jungfer Christiane, hub die gute Bongart zur Großtante gewendet an, denket euch, dieses Tagebuch ist mir abhanden gekommen. Es lag in einem mit zierlichen Holzthüren versehenen kleinen Schranke, der in meinem Wohnzimmer in die Wand eingemauert

war. Als ich nun im Jahre 1628 die letzte Reise nach Neuburg mit der Frau Herzogin antrat, ließ ich es aus Versehen darinnen liegen und steckte den Schlüssel ein. Mein Taufzeugniß, oder doch etwas Aehnliches, welches bewieß, daß ich wirklich im Schlosse zu Paffendorf geboren, so wie mein Ernennungsdecret als Hoffräulein, lag dabei. — Die gnädigste Herzogin starb wie ihr wißt in Neuburg; ich aber vergrub mich in meinem Schmerze drei Jahre in ein Kloster und setzte sodann bis zum Jahre 1673 keinen Fuß mehr in mein ehemaliges Wohngemach, in welchem zur Zeit „der zweiten Frau Gemahlin" nicht weniger wie drei oberrheinische Hofdamen gehaust hatten. Als ich das Wandschränkchen öffnete, war nichts mehr darinnen!

Die Ratten haben es gefressen, liebe Bongart, denkt nicht mehr daran, sagte der witzige Graf Johann Ernst von Nassau-Weilburg, welcher ein Freund unsres gnädigsten Herzogs Philipp Wilhelm und später sein Oberhofmeister, Gesandter bei des Kaisers Majestät u. s. w. u. s. w. war.

In das Tagebuch hatte ich auch sorgfältig meine erste Vorstellung bei Hofe eingetragen, welche wie ihr wißt am 15. Mai 1622 statt hatte. Aber obwohl dasselbe abhanden gekommen, weiß ich doch noch Alles,

was an jenem denkwürdigen Tage vorgegangen und will es euch erzählen.

Die Frau Herzogin hatte mich schon als ich noch ein kleines Mädchen war, immer mit besonderem Interesse bemerkt und namentlich gegen Frau von Böll geäußert, daß ich schon mit zwölf Jahren auf besonders anständige Weise die spanische Verbeugung, den sogenannten „spanischen Knicks“ gemacht habe. Diese Verbeugung, welche man in Frankreich une révérence de duchesse nennt, besteht darin, daß man zu gleicher Zeit in gracieusester Weise mit dem Kopfe und mit den Knieen grüßt, und, ohne die Haltung zu verlieren, ohne nach vorwärts zu schwanken oder zu balanciren, zu erkennen giebt, daß man die Person, die man begrüßen will, ganz besonders hochachtet. Dieser Knicks war bei mir ganz natürlich und gar nichts Eingelerntes, sondern nur der Ausfluß des Respectes vor der Frau Herzogin oder anderen hohen Personen. Aber kleine Ursachen haben oft große Wirkungen, denn diesem Knixe verdankte ich meine Berufung an den Hof.

Frau von Böll kam nämlich zu Anfange des Jahres 1622 als wir eben, nachdem wir vorher noch einen fröhlichen Sankt Nicolaus und das Weihnachtsfest auf Haus Paffendorf gefeiert, wiederum für einen Theil des Winters in Düsseldorf angelangt waren, zu

meiner guten Mutter und schlug ihr im Auftrage der Herzogin vor, mich der hohen Dame als Hoffräulein beizugeben.

Die Mutter nahm, nachdem sie schriftlich des Vaters Einwilligung erlangt hatte, dieses Anerbieten mit Freude und Stolz an und ich ward schon zu Anfang Februar der Frau Herzogin vorgestellt und zum Handkusse gelassen. Die holdselige Dame sagte mir sodann selbst, daß ich ihr von Jugend auf stets sehr wohl gefallen habe und „daß wir gewiß gute Freundinnen werden würden."

Ach wie liebreizend, sah die erhabene Fürstin an diesem Tage aus! Mit diesen Worten unterbrach Fräulein Jakobea Odilia von dem Bongart, plötzlich ihre Erzählung. Sie empfing mich in ihrem Closet, welches im linken Schloßflügel neben ihrem Wohnzimmer in einem kleinen Erker lag. Es war Winter und in dem hohen, alterthümlichen Kamine von schwarzem Marmor brannte ein gemüthliches Feuer. Der Boden des kleinen zierlichen mit rosafarbenen Ledertapeten ausgeschlagenen Gemaches war mit flanderischen Teppichen bedeckt. Alterthümliche Tische und Stühle standen umher. An der Wand hing ein einziges, lebensgroßes Bild; es war das ihres geliebten Bruders, des Herzogs Maximilian von Bayern. Er war

im Mannesalter und in Kriegerrüstung und blickte ernst aber doch wohlwollend aus dem Bilde heraus auf die geliebte Schwester und meine Wenigkeit. Die Herzogin saß in enganschließendem grünen Sammetkleide, welches von oben bis unten mit Pelz verbrämt war, in einem alterthümlichen Lehnsessel am Kamine und erwärmte ihre zierlichen Füße und ihre kleinen niedlichen Hände. Ihr zartes Gesichtchen, war von der Hitze röther wie gewöhnlich. Ihr rothes Haar fiel aus feiner Spitzenhaube in aufgelösten Locken auf die kleine, zierliche Krause, die ihr blendend weißes Hälschen nur halb bedeckte.

Frau von Böll präsentirte meine gute Mutter, die sie schon persönlich kannte und die damals wohl kaum fünfundvierzig Jahre alt war, aber schon eisgraues Haar hatte, und stellte mich sodann der hohen Fürstin vor. Wir mußten uns dicht zu ihr an den Kamin setzen. Sie fragte und plauderte ganz harmlos mit meiner Mutter und mit mir, beredete den Dienst, der mir obliege, erkundigte sich ob ich auch italienisch spräche und war voller herzliebster Freundlichkeit, indeß ihre schönen blauen Augen mir huldvoll wie zwei Sterne entgegen leuchteten.

Anders war es mit meiner Vorstellung am 15. Mai 1622. Da ging Alles ganz cermonieuse und förmlich

vor. Der ganze Hof: das große Cortege, war versammelt. Es war Abend, und im Rittersaale glänzten viele hunderte von Kerzen. Die jülich'schen und clev'schen Herren, welche zum Landtage in Düsseldorf versammelt, waren in pleno zugegen. Ich selbst erschien in weißen Atlas gekleidet mit aufgenommenem Kleide, das heißt mit einer kurzen Schleppe, die aufgebunden war. Im Haare trug ich einen Kranz von Veilchen und Rosen. Um den Hals schlang sich der Demantschmuck unsrer Familie, den meine gute Mutter mir für heute angelegt. Ich stützte mich mit der rechten Hand auf den Arm des Vaters, während meine linke in der Rechten meiner guten Mutter lag und fieberhaft zitterte. So schritt ich der Erhöhung zu, wo die Herzogin neben ihrem erlauchten Gemahle in einem reichvergoldeten Armsessel saß und beugte vor ihr das Knie, wie wenn ich vor ihr niedersinken wollte. Huldvoll hob sie mich auf, küßte mich auf die Stirn und hieß mich hinter ihren Stuhl treten. Von diesem Momente an, war ich installirt, empfing von rechtswegen nach alter Hof-Etikette den Titel Madame und war nächst der Oberhofmeisterin die vornehmste, weibliche Person am ganzen Hofe.

Doch nein, ich vergesse, da war ja noch bis zum Jahre 1623 ein etwa vierzigjähriges Mägdelein mit

mir in gleicher Charge, welche die Herzogin schon 1615 mit aus Bayern gebracht hatte, und die den Grundsatz zu haben schien „ich will keine andere Götter neben mir,“ denn sie gab mir schon am ersten Abende zu verstehen, daß sie die Hofdame, während ich wohl nur allein Hofjungfer sei. Was das Letztere betrifft, so konnte sie Recht haben, denn sie war in meinen Jahren am Oetting-Katzenstein'schen Hofe gewesen und der war eben nicht wegen vieler Hofjungfern berühmt.

Fräulein Rosalia Helika von Poysel war aus einem altadeligen, altbayerischen Geschlechte, aber arm, wie eine Kirchenmaus. Dabei war sie so unschön am Körper, wie an Geist, denn sie hatte hochblondes Haar, welches aber an manchen Stellen in's Gräuliche spielte, während es an anderen fast braun war. Ihr Gesicht war einseitig, wie ihr ganzes Wesen: das heißt, ihre Nase stand mehr nach rechts wie nach links, ihr Mund hing nach rechts abwärts und ihr rechtes Auge lag fast um einen halben Zoll tiefer als das linke. Auch schien sie einen etwas erhöhten Rücken zu haben, und hatte ferner einen schwankenden Gang und einen sehr extravaganten Blick. Ihre Augen schielten nämlich zuweilen ganz abscheulich, und dies kam ihr gerade dann besonders vor, wenn sie sich, was sie sehr gern that, mit hübschen Cavalieren in's Gespräch verwickelte. Die-

selben geriethen dadurch oft in nicht geringe Verlegenheit und wünschten die alte Hofdame über alle Berge oder wenigstens eine andere an ihre Stelle.

Man sagte, daß die Herzogin das Fräulein von Poysel, ohne sie zu kennen und je gesehen zu haben, nur auf die Rekommandation der Oberhofmeisterin ihres Bruders, der Gräfin von Solms, einer geborenen von Geroldseck, in ihre Dienste genommen und mit nach Düsseldorf gebracht hatte. Den Ausschlag habe jedoch wiederum ihr hübscher Name „Rosalie“ gegeben. Magdalena sei aber über diese Rose d'abord sehr erschreckt gewesen und habe längst daran gedacht, sie zu ergänzen und mit Pension heimzuschicken.

Dies geschah denn auch im Jahre 1623, jedoch nicht ohne daß ich vorher, fuhr die gute Bongart fort, noch einige kleine Scharmützel mit ihr gehabt hätte.

Uebrigens gefiel es mir bei Hofe ausnehmend und die Zeit verging mir an der Seite der edlen, liebenswürdigen Herzogin, wie ein Traum. Ich hatte eigentlich nur immer einen um den andern Tag Dienst, aber wir — die Herzogin und ich — gewöhnten uns bald so sehr aneinander, daß ich Tag um Tag bei ihr war und ich nicht ohne sie, sie aber auch nicht ohne mich sein konnte.

Der Herzog war viel in seinen Neuburgischen Lan-

den oder auf Reisen, was seine arme Gemahlin nicht wenig in Angst und Schrecken setzte, denn der dreißigjährige Krieg tobte damals in ganz Deutschland. Der Vorsicht und Klugheit des Herzogs gelang es indeß für seine Länder und besonders für Berg fast stets die Neutralität zu erlangen, und während man sich beinahe in ganz Deutschland herumschlug, lebten wir in Düsseldorf ruhig und in Frieden. Im Jülicher Lande ging es hingegen nicht ganz so gut, sondern da tummelten sich seit Aufhebung des Waffenstillstandes wieder Freund und Feind umher. Jülich ward von den Spaniern, Cleve, Wesel und Goch von den Holländern besetzt.

Ich glaube wahrhaftig, unterbrach Christiane Höninghaus hier ihre Erzählung, daß die rührende Geschichte vom Portejäntchen, die ich dir unlängst schon erzählt habe, eigentlich nicht während des Waffenstillstandes, sondern erst um das Jahr 1623—25 vorfiel. Doch weiß ich dies nicht genau; das Faktum ist indessen ganz richtig und unzweifelhaft.

Um jene Zeit geschah es auch, daß der große Feldherr Tilly, welcher am 2. Juli 1622 den Herzog Christian von Braunschweig bei Höchst und am 4. und 6. August 1623 bei Stadtloo im Münster'schen geschlagen hatte, auf der Rückreise in die Pfalz einen Tag in Düsseldorf verweilte und im herzoglichen Schlosse

daselbst abstieg. Es geschah dies etwa um die Mitte des Monats August 1623.

Herzog Wolfgang Wilhelm, der eben wieder einmal von Neuburg zurückgekommen war, hatte schon mehrere Tage vorher eine große Cour wegen ihm ansagen lassen. Der ganze Adel von Düsseldorf und der Umgegend war herbeigeströmt um den großen Feldherrn zu sehen. Es waren wohl an dreihundert Personen im Rittersaale und in den Herzogszimmern versammelt.

Wo aber lagen die Herzogszimmer, werdet ihr mich fragen? Als alte Schloßbewohnerin wißt ihr, daß das Schloß in meiner Jugendzeit größtentheils gerade so aussah, wie jetzt, abgerechnet den mittleren Bau, der unlängst (1703) abgebrochen ward und wo unser gnädigster Herr, der Kurfürst Johann Wilhelm seinen Gemäldesaal erbauen läßt.

Der linke Flügel des Schlosses bildete ein vollkommenes Viereck, dessen äußerste Spitze mit dem sogenannten italienischen Thurme, an welchen sich die italienische Kapelle anlehnte, endete. In der Fronte nach dem Rheine befand sich der Rittersaal und einige kleine Gemächer; rechts davon schlossen sich, in dem Baue der nach Holland blickte, der Herzogssaal und die herzoglichen Gemächer an. Am Ende derselben dicht am Thurm lag das Zimmer des todten Herzogs. Vom Thurme

nach dem Markt, der Hauptwache zu lagen die reichen Gemächer, also benennet von dem kostbaren Meublement aus Ebenholz und Elfenbein, welche Herzog Wilhelm IV. größtentheils aus Venedig hatte kommen lassen. Links vom Rittersaale längs dem Rheine war der älteste Theil der Burg; aber dort hatte man die schönste Aussicht, sowohl nach Cöln, als auch in das Jül'cher Land hinüber. In dem Thurme der diese Gebäulichkeiten mit den andern verband, befand sich die kleine Kapelle, wo die Herzogin Jakobea ihrem Gemahle angetraut worden war.

Die Gemächer Wolfgang Wilhelms waren hoch und weit, aber winkelig und eckig über die Maaßen. Sie hießen die Braut- und Hochzeitszimmer. Es gab darinnen geheime Treppen, verborgene Thüren, Schränke mit geheimen Fächern u. s. w. Dort hatte der große Herzog Wilhelm III. und Sybilla von Brandenburg gewohnt.

Die Gemächer der Herzogin Magdalena lagen noch weiter nach Süden in einem unregelmäßigen Conglomerat von allerlei Erkern und Thürmchen. In einem solchen Thurme, war ihr Closet, in einem andern, das Zimmer ihres Herrn Sohnes, des kleinen Pfalzgrafen Philipp Wilhelm.

Tief unter ihren Gemächern befand sich die kleine

Eisenpforte, durch welche sie mit ihrem Gemahle den Weg nach der Orangerie, dem Schloßgarten, anzutreten pflegte.*) Eine Wendeltreppe führte dort hinab.

Doch ich vergesse ganz, daß ich im Rittersaale bei Tilly war, und wahrlich nicht im ganzen Schlosse umherlaufen darf, sprach Christiane Höninghaus, und fuhr sodann fort:

Alle Welt beeiferte sich dem großen Feldherrn Artigkeiten und Aufmerksamkeiten zu erzeigen und zu sagen. Beim Souper hatte er seinen Sitz zwischen dem Herzog und der Herzogin und nach demselben spielte er mit ihnen eine Piketpartie. Er erschien als sehr ernst und gravitätisch und that Alles mit einer gewissen Grandeza, die ihn sehr wohl kleidete, dieweil er in seiner ganzen Erscheinung etwas hatte, was den hochgeborenen Edelmann und spanischen Cavalier bezeichnete.

Er war nämlich im Lütticher Land, unfern dieser Hauptstadt zu Hause; dort aber spricht man seit Jahrhunderten ein Gemisch von spanisch, französisch und flamländisch und die Gebräuche und Sitten sind noch

*) Diese Pforte aus geschlagenen, kunstvoll über einander gebogenen Eisenstäben, befand sich noch in meiner Jugendzeit an jener Stelle. Als man im Jahre 1845 die letzten vordern Bogen des alten, bei dem Bombardement 1794 abgebrannten Ballspielhauses zertrümmerte, hob man sie aus, vermauerte die Stelle und verkaufte sie als altes Eisen. A. d. V.

heute (1703) mehr spanisch, wie in ganz Flandern. Die jungen Edelleute beginnen alle in Spanien ihre Laufbahn; also auch Johann Tzerklas (Sir Claus — Nicolaus) von Tilly, welcher von der Pike auf gegen die Niederländer unter Alba, Don Juan d'Austria und Alexander Farnese gedient hatte, auch schon bei dem Hülfscorps gewesen war, welches Spanien den Guisen gegen Heinrich IV. gesendet.

Die Familie Tilly's war von Alters her in den Niederlanden begütert und seit Jahrhunderten im Hofdienste der Herzöge von Brabant. Sein Vater war Erbmarschall der Grafschaft Namür und seine Mutter ein Fräulein von Schierstädt aus einer preußischen Familie. Dieselbe war Hofdame bei der Schwester Kaiser Karls V., der Königin Maria von Ungarn, der Gouvernante der Niederlande, gewesen, bei welcher ihr Vater als Hofmarschall fungirt hatte.

Des Feldmarschalls älterer Bruder Jakob stand bei den Kaisern Rudolph II. und Mathias in großem Ansehen und Rudolph hatte ihn 1610 gegraft; seine Gemahlin war eine Urenkelin von einer natürlichen Tochter des Kaisers Max I., eine Gräfin von Ostfriesland.

Johann Tzerklas von Tilly, war ursprünglich zum geistlichen Stande bestimmt und schon früh

mit einer Präbende in Lüttich und Valencia bedacht worden. Seine Erziehung hatten die Jesuiten geleitet, und ihn hart, kalt und eisern für das Leben erzogen. Er hatte bei ihnen überdies eine klassische Bildung erhalten und sprach und schrieb sowohl das Lateinische, wie das Spanische und Italienische mit großer Fertigkeit.*)

An jenem Abende bot sich mir Gelegenheit den Herrn Feldmarschall, der damals schon 64 Jahr alt war, recht genau anzusehen. Er hatte nämlich, als er meinen Namen hörte, die Freundlichkeit sich meines Bruders Wilhelm zu erinnern, dem der Kaiser zum Oberst gemacht und stets einen so guten Platz gegeben und der schließlich auch auf einem solchen geblieben ist.

Der große Tilly sagte nächstdem der kleinen Bongart, wie ihr auf mein Wort glauben dürft, allerlei Artigkeiten, und schien gar kein Weiberhasser, obwohl

*) Während ich in den Jahren 1852 und 53 — damals noch bayerischer Offizier à la suite — dem Reichsarchive in München attachirt war, ward mir Gelegenheit die in lateinischer und spanischer Sprache geführte Original-Correspondenz Tilly's mit dem Kurfürsten Maximilian I. von Bayern einzusehen und daraus zu erkennen, wie Kaiser Ferdinand II. diese beiden großen Männer stets nieder zu halten versuchte und nur dann energisch zu ihnen hielt, wenn es ihm an den Kragen ging und sie ihm helfen sollten. A. d. V.

man damals von ihm sagte: er habe nie Wein und nie ein Weib genossen, so wie nie eine Schlacht verloren!

Der große Tilly war übrigens von Figur nicht besonders groß, sondern hatte höchstens fünf ein halben Schuh bergisch; aber er war untersetzt, stark und muskulös, obwohl steif in seiner ganzen Haltung. Seine Wangen waren hohl, seine Stirn hoch und stark gewölbt; blaue Augen lagen unter buschigen Brauen. Er hielt den Blick meist gesenkt, aber wenn er aufblickte, war er durchbohrend. Früher sollte er brandrothes Haar gehabt haben; dasselbe war jetzt schneeweiß. Unter seiner langen spitzen Nase gewahrte man einen starken weißen Schnurr- und am Kinn einen mächtigen spitzen Knebelbart. Sein Gesicht zeigte tausende von kleinen Falten und Fältchen und war so braungelb, wie ein alter abgeschabter Marderpelz. Am auffallendsten war jedoch seine Kleidung. Er trug an jenem Abende ein spanisches Wamms von hellgrünem Atlas, welches reich mit Goldborten besetzt und mit eigenthümlich aufgeschlitzten Aermeln versehen war. Aus letzteren fiel ein feines Ueberhemde in Puffen heraus. Dabei hatte er weißlederne Beinkleider und hohe Stülpstiefel an und eine weiße Schärpe um, welche von der Rechten zur Linken sich über die Brust schlang. An der Seite hing am Lederkoppel ein starker Stoßdegen und im Gürtel

stack ein kleiner, spanischer Dolch. Einen hochaufgekrempten Hut von dem eine mächtige rothe Straußfeder herabwallte, hielt er beständig, bis er sich zu Tische setzte, in der Hand, oder vielmehr nach alter spanischer Sitte höchst gravitätisch unter dem Arme.

Dazu trug er einen feuerrothen kurzen Sammetmantel und eine sauber gefältelte Halskrause, wie Henry III. sie zu tragen pflegte.

In diesem Anzuge sah der alte berühmte Herr nun zwar höchst phantastisch aus. Dies aber erhöhte nur den Reiz seiner ganzen Erscheinung, so daß man sein Auge gar nicht von ihm abwenden konnte. „Auf seinem weißen Schimmel muß er ein wahrer Teufel sein" flüsterte mir Johann von Dalwigk leise zu. Trotz dieses phantastischen Aufputzes und sonstiger kleinen komischen Eigenthümlichkeiten wußte er Jedermann im größten Respect zu halten, und als sich der französische Marschall Gramont einige Zeit später einmal übernahm ihn zu fragen, nach welcher Mode sein Anzug sei, antwortete er: C'est à ma mode et cela me suffit!

Neunte Abtheilung.

Eine Spazierfahrt nach dem Grafenberg. Maria von Medicis, Regentin von Frankreich. Ludwig XIII. Concino Conchini und Eleonore Galligai. La régence dorée. Carl d'Albert von Luynes. Le Maître des oiseaux du Cabinet. Der Tod des Marschall d'Ancre. Die Flucht durch das Fenster. Ein Sarg als Spieltisch. Armand Jean Düplessis, Herzog von Richelieu. Graf Heinrich von Chalais. Anna von Oestreich. Die Herzogin von Chevreuse. Je n'aurais pas assez gagné au change.

Nachdem Christiane Höninghaus die vorhergehende Erzählung beendet, sank sie ziemlich erschöpft in ihrem Lehnsessel zurück und sprach: Liebe Anna Regina, da siehst du wie ich bin; ich meinte, du solltest mir etwas vorlesen, aber ich gerieth in's Erzählen hinein, und da kann ich nicht aufhören. Jetzt wird es jedoch vier Uhr sein und da wollen wir eine kleine Spazierfahrt machen und du magst mir dann heute Abend den Bericht des Freiherrn Johann Eberhard von Dalwigk, Herzoglicher und später Kurfürstlicher

Kämmerer, Oberst der Leibgarde, Ritter hoher Orden u. s. w. über einzelne Begebenheiten seiner Reise nach Paris und am Hofe Ludwig XIII. vom Jahre 1625 vorlesen. Die gute Bongart hat mir solchen als heiliges Vermächtniß hinterlassen. Baron Dalwigk war ihr ein besonders lieber Freund, und ist vielleicht ihrem Herzen noch mehr gewesen, denn wenn sie von ihm sprach, so konnte sie nicht aufhören von ihm zu erzählen, und es standen ihr oft die Thränen in den Augen.

Sybille, die treue Dienerin, meldete bei den letzten Worten, daß die Kutsche angespannt sei, geleitete mit der Großmutter die kurfürstliche Kammerfrau zum Wagen, hob sie hinein, legte ihr die Kissen und Polster zurecht und stieg endlich selbst in das alterthümliche Fuhrwerk. Die Fahrt ging nach dem Grafenberg, etwa eine Stunde von der Stadt, wo am Fuße ein überaus klares Brünnlein springt, dessen Wasser die gute Großtante gern trank, weil sie dies an Kurfürst Johann Wilhelms Zeiten, der jeden Tag sein Trinkwasser dort holen ließ, erinnerte.

Wir hielten einige Augenblicke ohne auszusteigen an, und kehrten dann zur Stadt zurück. Gegen Abend nahm ich mit der Großtante den Thee, und heitern Sinnes begann sie abermals mir zu erzählen:

Um dir die heute hervorgesuchten Reiseberichte des Baron von Dalwigk ganz verständlich zu machen, muß ich dir einige einführende Fakta mittheilen, welche mit den darin erwähnten Vorkömmnissen in genauer Beziehung stehen. Du wirst dich noch erinnern, wie wir aus der „Relation" des Herrn Werner von dem Bongart den Tod des großen Königs Heinrich IV. von Frankreich und Navarra ersahen, den die fluchwürdige Hand Franz Ravaillac's meuchelmördrisch getroffen.

An demselben Tage, etwa zwei Stunden nach der That, versammelte sich auf Befehl der Königin Maria von Medicis das Parlament im Augustiner Kloster zu Paris und erklärte die Wittwe des großen Heinrich zur alleinigen Regentin von Frankreich. Andern Tages ließ sie ihren neunjährigen Sohn Ludwig XIII. ein Lit de justice abhalten, bei welchem der Magistrat von Paris in rother Robe, die geistlichen und weltlichen Pairs und die Minister aber im Prachtgewande und großer Uniform erschienen.

Ludwig XIII., ein sehr gracieuser kleiner Herr mit braunen Locken, stand eine Krone auf dem Haupte und ein Scepter in der Hand, an den Schooß seiner Mutter gelehnt und sprach mit zierlichem Wesen und glockenheller Stimme folgende wohl memorirte Worte:

Messieurs succédant à un âge aussi tendre au roi mon père, je suis venu en mon parlement afin de prendre pour le gouvernement de mon royaume vos conseils salutaires. J'espère avec l'aide de Dieu, suivre l'exemple du grand prince à qui je dois la vie.

Die Königin regierte unumschränkt und kehrte zur Freundschaft mit Spanien und Oestreich zurück. Sully, Jeannin und andere ausgezeichnete Räthe des Königs erhielten den Abschied. Concino Conchini, der Gatte ihrer ersten Kammerfrau, der Eleonore Dori, genannt Galligai, Sohn eines Florentiner Senators, welcher schon früher ihr Vertrauter gewesen, bemächtigte sich der Staatsgewalt.

Im Anfange, wo der Staatsschatz noch gefüllt, gefiel besonders den Parisern die prächtige Lebensweise der Königin und man nannte die Regentschaft „la régence dorée.“ Bald aber, als der Seckel geleert, und die Auflagen drückend wurden, ward auch die Unzufriedenheit allgemein. Concini, wurde 1613 Staatsminister, kaufte das Marquisat d'Ancre in der Pikardie und nahm den Titel davon an. Indessen war seine Verwaltung der Art, daß er sich den bittersten Haß des Volkes zuzog, während die zurückgesetzten Prinzen und Großen sich mit den Waffen in der Hand zu empören

drohten. Der Prinz von Condé, Heinrich II., verließ den Hof und zog Truppen zusammen.

Ludwig XIII. war am 2. October 1613 für majoren erklärt worden und hatte am 25. November 1615 die Infantin Anna von Spanien, gewöhnlich nach ihrer Mutter Margaretha von Oestreich, Anna von Oestreich genannt, geheirathet. Seine Mutter und er versuchten nun die Parteien durch einen am 4. Mai 1616 zu Loudon geschlossenen Vertrag zu beschwichtigen. Dessen ungeachtet blieb der Hof der Schauplatz von Cabalen, die das öffentliche Leben zerrütteten. Am 1. September 1616 ließ Concini den Prinzen Condé, welcher nach Paris zurückgekehrt war, gefangen nehmen und in die Bastille setzen. Der mächtige Minister behandelte zudem den jungen König mit empörender Anmaßung; ebenso dessen Frau, die Tochter einer florentiner Wäscherin, Eleonore Galligai, welche von je her mit die Haupttriebfeder aller Hofränke gewesen war.

Ludwig XIII. beklagte sich einst bitterlich darüber gegen Carl d'Albert von Luynes, der Page bei Heinrich IV., wegen seiner Schönheit berühmt, und von Jugend auf der Gefährte des jungen Königs gewesen, jedoch bereits am 5. August 1578 geboren, bedeutend älter als der König war. Er blieb dem jungen

Monarchen sehr lieb und werth, weil er sich besonders auf die Jagd verstand, die derselbe leidenschaftlich liebte, und ihm Dohlen abrichtete, die gleich Falken auf Sperlinge stießen. Da er weder der Königin-Mutter, noch deren Günstling gefährlich schien, so ward er zum „Maître des oiseaux du Cabinet“ ernannt. In dieser Eigenschaft begleitete er den König stets auf die Jagd und wußte den Haß desselben gegen Concini bald so zu steigern, „daß der Adler dem Geier das Garaus zu machen beschloß.“

Es bildete sich nun — wohl ohne Vorwissen Ludwig XIII. — eine Verschwörung gegen den Marschall d'Ancre, deren Ende dahin auslief, daß derselbe als er eben in Gesellschaft eines Gefolges von vierzig bis fünfzig Personen am 24. April 1617 über den pont du Louvre schritt, von Nicolaus de l'Hopital, Baron von Vitry, am Mantel fest gehalten und in demselben Momente durch mehrere in der Ferne aufgestellte Garden mittelst dreier Pistolenschüsse getödtet wurde. Man begrub den Leichnam in der Stille, aber das Volk zog ihn nach einigen Tagen hervor, schleifte ihn durch Paris, hieb seinen Körper in Stücke und verbrannte dieselbe an der Statue Heinrich IV. Seine Frau, Eleonore Dori, genannt Galligai, ward als Zauberin und Jüdin hingerichtet. Luynes be-

mächtigte sich der Regierung. Maria von Medicis wurde in Luxenburg in einer Art von Gewahrsam gehalten. Nach einiger Zeit ertheilte ihr Ludwig XIII. die Erlaubniß in dem Schlosse von Blois unter Aufsicht zu leben. Sie verblieb daselbst fast zwei Jahre „sans autre compagnie que ses larmes et ses soupirs." Am 22. Februar 1619 gelang es ihr von dort „en cherchant d'autre portes que des fenêtres, d'autres degrés qu'une échelle" mit Beihülfe des Herzogs von Epernon zu entfliehen. Sie wendete sich nach nach Angoulème, und sammelte, da ihr Schicksal bald Theilnahme erweckte, viele angesehene Mißvergnügte um sich, die den Bürgerkrieg vorbereiteten.

Unterdessen hatte Carl d'Albert von Luynes sich der Güter des ermordeten Marschalls d'Ancre bemächtigt, und leitete, obwohl ohne alle Erfahrung, das Staatsruder, heirathete auch alsobald die schöne aber intriguante Prinzessin Maria von Rohan, Tochter des Herzogs Hercules von Montbazon.

Wir werden aus den Papieren des Baron Johann von Dalwigk über diese Dame später noch Einiges erfahren, sprach Christiane Höninghaus. Einstweilen will ich dir nur die Einleitung dazu geben. Doch, après quoi courais-je! Ja richtig, ich habe es! Wir sind bei Luynes, dem mächtigen Günstlinge Ludwig XIII.

Der König erhob den Günstling im Jahre 1619 zum Pair von Frankreich und zum Herzog. Diese Erhebung erregte den Unwillen der Großen, die sich jetzt mit der nach Angers entflohenen Königin-Mutter zum Sturze desselben verbanden. Indessen wußte Luynes den Streit beizulegen, und erhielt sogar 1621 während des von ihm betriebenen Feldzuges gegen die Protestanten das Schwert als Connetable und später das Kanzleramt. Bei der Belagerung von Montauban bewies er jedoch seine völlige Unfähigkeit, mußte dieselbe aufheben und starb vor Kummer darüber am 15. Dezember 1621 zu Longueville. Als er todt war, hatte man kein Leichentuch bei der Hand; man legte also den schönen Körper des kaum zweiundvierzigjährigen Herzogs nakt und blos in einen hölzernen Sarg und deckte eine grüne Decke darüber, auf welcher, da auch kein Tisch vorhanden war, der Kammerdiener und die beiden Wächter lustig Karten zu spielen begannen, bis man ihn wegführte und begrub.

Nach dem Tode des Herzogs von Luynes versöhnte sich Maria von Medicis mit ihrem Sohne, kehrte nach Paris zurück und trat wieder an die Spitze des Staatsraths. Um sich zu befestigen brachte sie Richelieu in die Verwaltung, der ihr aber bald gänz-

lich die Macht aus den Händen wand und sich zum allmächtigen Minister emporschwang.

Hier beginnen, sprach die kurfürstliche Kammerfrau, die Aufzeichnungen des Herrn von Dalwigk, welcher im Jahre 1625—26 die sogenannte Cavaliertour nach Holland, England, Frankreich und Italien machte, und zwei Jahre hintereinander längere Zeit in Paris verweilte.

Die Großmutter öffnete nun auf der Großtante Geheiß das kleine Päckchen und las Folgendes:

Armand Jean Düplessis, Herzog von Richelieu, ward am 5. September 1585 im Schlosse Richelieu in Poitou geboren. Sein Vater war Ludwig Düplessis de Richelieu, Grand-Prevôt de France und Ritter des heiligen Geistordens, den er noch vom König Heinrich III. erhalten hatte und zu welchem nach den Statuten eine Adel- und Ahnenprobe erforderlich war; seine Mutter war Susanna de la Porte.

Als einen Beweis für das Alter seiner Familie pflegte Armand von Richelieu in jüngeren Jahren anzuführen, daß sich in ihrem Stammschlosse Richelieu ihr uraltes, steinernes Wappen über einem Kamine mit der Jahreszahl 1321 befinde. Der erste Briefadel Frankreichs ist bekannter Maaßen zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts ertheilt worden, und die Rohaut

de Gamasches sind annehmbarer Weise die Ersten, welche ihn um 1399 erhielten. Was also im dreizehnten oder zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts schon adelig war, kann daher als von gutem Ritteradel angesehen werden.

Der junge Richelieu sollte ursprünglich zum Militairdienste bestimmt bleiben, entschloß sich aber später die geistliche Laufbahn einzuschlagen, damit das in seinem Hause sich forterbende Bisthum Luçon nicht in fremde Hände fallen möchte. Nachdem er in Eile, aber mit Erfolg Theologie studirt, wurde er in einem Alter von zweiundzwanzig Jahren zum Bischof befördert. Im Jahre 1614 schickte ihn der Clerus von Poitou zur Versammlung der Generalstaaten ab, wo er durch Schmeichelei den Hof zu gewinnen wußte. Maria von Medicis, die Königin-Mutter erhob ihn zum Almosenier und deren Günstling Concini brachte ihn in Verwaltung und übertrug ihm das Departement der auswärtigen Angelegenheiten und des Krieges. Seit der Palastrevolution 1617, wo Luynes die Königin nach Blois verweisen ließ, spielte Richelieu zwischen dem jungen Ludwig XIII. und seiner Mutter die Rolle des Vermittlers, erhielt dafür 1622 den Cardinalshut und gelangte endlich 1624 in den Staatsrath. Mit Hülfe der Königin-Mutter entfernte er nun seine

vielen Gegner, brachte seine Freunde und Creaturen in die Aemter und riß, gegen den Willen Aller, die Staatsgeschäfte an sich. Seinen Entwürfen gemäß sollte sich Frankreich zur gewaltigsten, politischen Macht erheben. Aber er wollte den Genuß haben, im Namen eines jungen, unerfahrenen Monarchen an der Spitze dieser Macht zu stehen. Im Innern glaubte er seinen Zweck durch die Vereinigung aller politischen Gewalt unter die Krone zu erreichen. Nach außen faßte er die Beschränkung der spanisch-östreich'schen Macht als Aufgabe auf.

Richelieu eröffnete seine Laufbahn, indem er noch 1624 die spanischen und päpstlichen Truppen aus dem Veltlin trieb und das katholische Ländchen den protestantischen Graubündtnern zurückgab. Der König und der Hof fanden ein solches gegen die katholische Kirche gerichtetes Verfahren so anstößig, daß er seine Politik durch theologische Gutachten zu rechtfertigen suchen mußte. Gleiches wiederholte er in der Folge öfter.

Nach der Beendigung dieser Angelegenheit dachte er an die Unterdrückung der Hugenotten, welche durch ihre politischen Gerechtsame einen Staat im Staate bildeten. Während er sich in's Geheim rüstete, entdeckte ihm Heinrich, Graf von Chalais, aus dem Hause Talleyrand, eine Verschwörung an deren Spitze Gaston, der einzige Bruder des Ludwig XIII. stand

und die nichts weniger bezweckte, als den Tod des Cardinals. Richelieu benutzte, wie er dies später stets zu thun pflegte, den Anschlag sowohl zur Befestigung seiner Stellung, wie zur Begründung seiner Politik, indem er das eigene Interesse mit dem des Staats und des Königs identificirte. Durch Drohungen und Versprechungen zwang er Chalais zu der unwahren Aussage, daß die Verschworenen die Absetzung Ludwig XIII., die Erhebung Gaston's zum Könige und dessen Vermählung mit Anna von Oestreich bezweckt hätten. Der kurzsichtige König warf hiermit einen Todeshaß auf seine eigene Familie und sah fortan in Richelieu seinen Retter und Schützer. Der Graf von Chalais selbst mußte gleich nachher seinen Verrath schwer büßen und fiel als ein erstes unschuldiges Opfer des Cardinals.

Als ich, lautete die Handschrift des Baron von Dalwigk weiter, im Jahre 1625 zuerst nach Paris kam, lernte ich den Grafen von Chalais, welcher mit zwanzig Jahren schon Maître de la Garderobe du roi war, kennen und erfuhr von ihm viele geheime Geschichten, welche ich nicht verfehlen will theilweise hier wahrheitsgetreu zu berichten.

Chalais war der liebenswürdigste und hübscheste Cavalier den man nur sehen konnte. An dem Tage,

wo ich bei Hofe vorgestellt wurde, stand er ganz in der Nähe des Königs und frappirte mich durch seine außergewöhnliche Schönheit. Er hatte ein Gesicht, so zart und weiß wie eine Dame und dabei einen zierlichen, kleinen braunen Schnurrbart. Sein reich gelocktes dunkelbraunes Haar fiel von Kopf auf die breiten beinahe mädchenhaft vollen Schultern herab und war in der Mitte zu beiden Seiten mit zwei blau- und silbergestreiften Schleifen gehalten. Er war reich und prächtig gekleidet. Seine braunen Augen blickten fast unschuldsvoll, aber nicht ohne Stolz auf die bewegte Menge, welche den König umdrängte. Man erkannte, daß der Günstling seiner Stellung und seines Sieges gewiß, denn er war seit dem Tode des Connetable von Luynes, der am Meisten begünstigte Liebling des Königs.

Gleich vom ersten Augenblicke an hatte der Graf von Chalais viel Sympathie für mich und ich eine wahre Zuneigung zu ihm empfunden. Als wir näher bekannt wurden, steigerte sich dieselbe von beiden Seiten so, daß wir uns wahrhaft zugethan, das heißt wahre Herzensfreunde wurden.

Heinrich von Chalais war der beste Mensch, den man finden konnte. Er hatte eine große, wirklich innige Zuneigung zu seinem königlichen Herrn; er war treu und ergeben in der Freundschaft, glühend und

aufopfernd in der Liebe und besaß eine unbegrenzte Ehrfurcht vor seiner Mutter, einer Tochter des Herzogs von Montluc.

Sein einziges Unglück war eine gewisse Wankelmüthigkeit und Mangel an Charakterstärke, welche ihn auch in's Verderben führten.

Wir wurden genaue Freunde miteinander und da er, wie gesagt, seit Luynes Tode der erklärte Liebling Ludwig XIII. war, so ward mir durch ihn die hohe Ehre zu Theil oft zu den kleinen Hoffestlichkeiten gezogen zu werden und den König zuweilen auf die Jagd zu begleiten. Bei der Gelegenheit hatte ich das Glück den erhabenen Monarchen wiederholt zu sehen und zu sprechen.

Ludwig XIII. war mittelmäßig groß, hatte eine hübsche Taille, breite Schultern und kräftige Arme. Er war in allen körperlichen Uebungen sehr gewandt und besonders ein ausgezeichneter Schütze. Sein Gesicht war blaß, seine Haare schwarz und seine Augen ebenfalls. In seinem Wesen hatte er etwas Ernstes und fast Steifes. Seine Miene war, so zu sagen, gravitätisch. Dabei sprach er wenig, weil seine Vorderzähne übereinander standen, und er, wenn seine Zunge dieselben berührte, leicht im Gespräche stockte. Er versuchte dies zu verbergen, indem er die Hand vor den

Mund hielt. Zu Pferde sah er sehr gut aus, und stellte die Majestät süperb vor.

Seine Gemahlin, Anna von Oestreich, eine überaus reizende und liebenswürdige Fürstin, war blond und hatte den schönsten Teint, den man sehen kann. Ihre Figur erschien ebenmäßig gebaut und Arme und Hände bewunderungswürdig geformt. Der König war am 27. September 1601, sie aber am 22. desselben Monats und desselben Jahres geboren, also um fünf Tage älter, wie er.

Als ich die Königin zum ersten Male sah, sprach Graf Heinrich von Chalais zu mir, saß sie nach alter spanischer Sitte im Kreise ihrer Damen auf einem Teppiche auf der Erde. Sie trug ein spanisches Kleid von grünem Atlas, welches mit Gold und Silber bordirt war und sich eng an die Taille und an den vollen Busen anschloß. Die Hängeärmel ihres Gewandes waren mit kleinen Diamantknöpfen geschlossen. Auf dem Kopfe hatte sie eine Haube von grünem Atlas, auf welche eine schwarze Pfauenfeder hin- und herschwankte. Dieselbe erhob noch besonders die Schönheit ihres hellblonden Haares, welches in dichten Locken um den ganzen Kopf fiel. — Donna Estafania, ihre erste spanische Kammerfrau, welche sie von Jugend auf erzogen und gepflegt, brachte ihr ein Bouquet von

dunklen Rosen, das sie an den dichtverhüllten Busen steckte.

Es ist nicht wahr, daß Anna von Oestreich je dem ungestümen, gewagten Drängen eines ihrer vielen Bewunderer nachgegeben und auf dem Wege der Ehrbarkeit und der Tugend gewankt habe. Sie ist die keuscheste Frau, die die Erde trägt und haßt, gleichwie der König, alles Unzüchtige und Unehrbare. C'est un ange de vertu et lui un roi sobre et chaste.

Also sprach Herr von Chalais, mir aber sagte der König selbst einmal, als ich nach der Jagd neben ihm ritt und wir vom Herzog Maximilian von Bayern, dem Bruder unsrer erlauchten Herzogin und ihr selbst sprachen: Auch meine Gemahlin ist, gleichwie Ihre Fürstin, ein Engel von Güte, Ehrbarkeit und Zucht. Mir aber fehlt viel, um ein solcher Mann, wie der Herzog in Bayern zu sein. Er ist ein frommer, ein rasch entschlossener und energischer Fürst, von dessen Wesen und Umsicht ich etwas haben möchte. Leider bin ich von Natur furchtsam und wage Nichts zu unternehmen, wenn ich es nicht mehrmals durchdacht habe; habe ich jedoch einmal einen Entschluß gefaßt, so handle ich kühn, dringe auf mein Ziel los, werfe Alles zu Boden, mache Alles nieder und bedecke Alles mit meinem rothen Mantel. —

Was aber nochmals seine Gemahlin betrifft, welche auch eine fromme Fürstin war und am 1. Juli 1624 das Kloster Val de Grace gestiftet hatte, so sind alle ihre angeblichen Liebeshändel durchaus nur erdichtet und wußte sie derlei Anmuthungen sehr strenge zu begegnen. Als der übermüthige George Villars, Herzog von Bukingham, es einst wagte ihr in Gegenwart der Gräfin von Lannoi eine Art von Liebeserklärung zu machen, wieß sie ihn gebieterisch zurück, und als er darauf das Zimmer nicht verließ, erhob sie sich rasch und schritt gefolgt von der Gräfin stolz, ohne ihn ferner anzusehen, zum Gemache hinaus, ihn seinem Schamgefühle überlassend.

Auch die vielbesprochene Liebschaft mit dem unglücklichen Herzog Heinrich von Montmorency, der später gleichfalls auf Richelieu's Befehl enthauptet wurde, ist wohl nur ein Märchen. Dieser Cavalier war überhaupt nicht schön, sondern schielte „ganz absonderlich," während der König ein schöner, kräftiger Herr war und allezeit seiner Gemahlin sehr gefallen hatte.

Chalais wußte noch eine artige Anekdote über die Verheirathung oder vielmehr das Beilager des königlichen Ehepaars, welches in Bordeaux statt gehabt hatte. „Sie sahen sich, soupirten und gingen mit einander zu Bette." Die Königin-Mutter aber ließ den vierzehn-

jährigen König, als er kaum eine halbe Stunde darinnen gelegen, wieder daraus hervorheben und in ein einfaches Bette bringen, wo er zu seinem größten Leidwesen „die ganze Nacht allein schlafen mußte."

Solche und ähnliche Geschichten wußte der Günstling in Masse. Auch von Richelieu erzählte er eine ganz pikante Anekdote. Derselbe sei nämlich einmal, als er eben Bischof von Lücon geworden, während des Karnevals, als Pantalon verkleidet, zu der berüchtigten Marion de Lorme geschlichen und habe es sich dort bequem gemacht. Unterdessen wäre ein Dieb, der den Bischof zu der Dame gehen gesehen, in das Vorzimmer gekommen, habe dessen Kostüm angelegt und sei nun in dessen Wohnung gegangen, wo er unter seinen Gold- und Silbersachen tüchtig aufgeräumt. Der Kammerdiener wäre ganz erstaunt gewesen, daß sein Herr zum andern Male so spät in der Nacht ausgehen wolle, habe dem maskirten Diebe aber noch die Treppe hinuntergeleuchtet.

Der Cardinal war jedoch später nur zu vorsichtig geworden, denn als der Graf von Chalais, von der Herzogin von Chevreuse dazu veranlaßt, sich, nachdem er zuerst den Prinzen Gaston an ihn verrathen, wirklich mit demselben in eine Conspiration gegen ihn eingelassen hatte, ließ er denselben am 9. Juli 1626

in Nantes gefangen nehmen, in's Gefängniß werfen und ihm den Prozeß machen.

Diese Herzogin von Chevreuse war niemand anders als Maria von Rohan, verwittwete Herzogin von Luynes, welche in zweiter Ehe einen nachgeborenen Prinzen von Lothringen geheirathet hatte. Sie galt für eine der schönsten Damen von ganz Frankreich, hatte eine hohe, ebenmäßige Figur, schwarzbraunes Haar und blaue Augen und ein Gesicht, in welchem klassische Schönheit mit Glut und Leidenschaft, eisige Kälte mit kaltem, selbstsüchtigem Hochmuthe gepaart waren. Bei Hofe nahm sie die hohe Stelle einer Surintendante de la maison de la Reine ein. Sie war übel renommirt und man sagte ihr nach, daß ihr erster Mann nicht allein aus Kummer über die vergebliche Belagerung von Montauban gestorben. Ehe sie den armen Grafen von Chalais in ihre Netze lockte, hatte sie wiederholt eine Menge von Verehrern gehabt. Namentlich war Mylord Ryche, Graf von Holland, ein Freund des berühmten Herzogs von Bukingham, einer der schönsten Männer seiner Zeit, ihr Geliebter gewesen.

Man sagte ferner von der Herzogin von Chevreuse „que cette dame faisait tout ce qu'elle pouvait, pour faire croire au comte de Chalais, qu'elle trouvait bon qu'il l'aimât.“ — Der arme

Chalais fiel, wie gesagt in ihre Netze und mußte nun auf ihren Antrieb den Prinzen Gaston dahin bearbeiten, daß derselbe hartnäckig die Hand der Mademoiselle von Monpensier, Prinzessin von Bourbon, ausschlug, welche seine Mutter und der Cardinal ihm bestimmt hatten.

Richelieu gab ferner dem Grafen Schuld, daß er auch dafür complotirt habe, seinen Freund und Wohlthäter, Ludwig XIII., absetzen, in ein Kloster sperren und dort sterben zu lassen. Zu gleicher Zeit hätte man Anna von Oestreich mit Gaston vermählen wollen.

So ungereimt diese Aussagen waren, so erzwang man doch von dem unglücklichen Grafen durch die Folter Geständnisse, wie man sie wollte, in Folge deren Richelieu ihn ohne Gnade und Barmherzigkeit verurtheilen und am 19. September 1626 auf eine niederträchtige Weise hinrichten ließ. Die Freunde des Grafen hatten nämlich den Henker versteckt; da befahl der Cardinal, man solle einen Verbrecher das Leben schenken, wenn er ihn abthue. Ein solcher übernahm das Amt und tödtete ihn mit vierunddreißig Streichen eines stumpfen Schwertes; beim zwanzigsten athmete der Unglückliche noch. — Seine Mutter, die er so sehr geliebt und verehrt hatte, „eut le sublime courage de monter avec lui sur l'échafaud et de l'assister jusqu'à la mort.“

Als König Ludwig XIII. seine Gemahlin, die schöne Anna von Oestreich fragte, ob sie von der Geschichte Kenntniß und wirklich die Absicht gehabt habe, seinen Bruder zu heirathen, antwortete sie kalt und stolz:

Je n'aurais pas assez gagné au change!

Zehnte Abtheilung.

Nochmals die Höninghaus von Häckinghausen. Wir haben die Hohenzollern auf Händen getragen. Ein Manuscript der Jakobea Odilia von dem Bongart. Drei weibliche Sprachmeister. Häusliches Glück. Pfalzgraf Philipp Wilhelm auf dem Krankenbette. Das Gelübde. Der Abschied von Düsseldorf. Die Wallfahrt nach Alten-Oetting. Der Tempel der sieben Planeten und die heilige Kapelle. Maria mit dem Fürstenhute. Ein goldenes Rößlein. Die Tilly-Kapelle. Das letzte Wort der Mutter. Der Tod der Herzogin Magdalena.

Diese stolzen und selbstbewußten Worte, hub Madame Christiane Höninghaus jetzt an, sind mit die Ursache, weßhalb ich stets für die Gemahlin Ludwig XIII. eine besondere Vorliebe gehabt habe. Doch lege nun, geliebte Anna, die Relation bei Seite; das Weitere gehört einer ferneren Zeit an und wir wollen es später einmal durchnehmen. Jetzt wird es nöthig sein, daß wir vorerst nach Düsseldorf zurückkehren und dann noch

eine weite Pilgerfahrt antreten. Aber ich will diesmal nicht dabei sein. Selbst das Zuhören strengt mich an. Nimm daher aus der Mappe mit dem alten Wappen von Berg das kleine mit roth und weißer Seidenschnur umwundene Manuscript; du magst dasselbe mit in's Pensionat nehmen und in den Freistunden lesen. Vergiß aber nicht es mir am nächsten Sonntage wiederzubringen. Gieb es auch nicht der Jungfer van der Leyen, noch sonst Jemand zu lesen. Diese kalten Geldmenschen verstehen nichts von unsern Hofgeschichten und begreifen gar nicht, daß unser Herz so innig an dergleichen und den hohen Herrschaften selbst hängen kann. Sie wissen nicht, wie es Leuten zu Muthe ist, deren Voreltern im Dienste eines fürstlichen Hauses gestanden, schon durch Geburt gleichsam mit ihm verbunden sind, und sich als zur Familie gehörig betrachten. Unser Ahnherr, ebenfalls Engelbert Höninghaus, gleich wie mein geliebter Bruder, der Vogt zu Burg geheißen, soll Schildknappe Graf Adolph IV. von Berg gewesen und auf einem Turnier zu Neuß, wo es unter den Herren sammt ihren Knappen zu blutigem Kampfe kam, für seinen Fürsten gefallen sein. Der Vater Adolphs IV., Graf Heinrich I., besaß zu Lennep in unserer Nähe ein Schloß und verstarb auch daselbst. Er hatte den ersten Höninghaus als Knabe schon in seine

Dienste genommen. Von dessen Sohn Eberhard stammen sämmtliche Leute unseres Namens in Berg. Der Urenkel Engelbert's hieß Dietrich und war Knappe bei Wilhelm I., den Kaiser Wenzel um 1380 zum Herzog erhob. Ein Nachkomme von dessen Bruder Konrad, mit Namen Peter, stand in Diensten Herzog Wilhelm III., und dessen Schwester Anna Regina ward um 1503 Kammerfrau bei der Herzogin Sybille von Brandenburg, überlebte ihre hohe Fürstin um einundzwanzig Jahre, starb zu Häkinghausen im Jahre 1545 und liegt in der Kirche daselbst begraben. Wie du weißt, besitzen wir von ihr ein auf Holz gemaltes Portrait, welches sie in einfacher Haustracht mit dem Schlüsselbunde und einer altdeutschen Tasche an der Seite darstellt.

Von da ab finden wir fast dreißig Jahre Niemand von unserer Familie, welche wie die ganze Gegend um Häkinghausen dem Lutherthum zugethan wurde, bei unsern Fürsten. Erst die Prinzessin Maria Eleonore nahm wieder um 1573 Eine unseres Namens: Dorothea Sybilla, meine Urgroßtante, mit nach Preußen. Dieselbe war in der Jugend die Pflegerin der Prinzessin Anna, welche Kurfürst Sigismund von Brandenburg zur Gemahlin erkor. Daher kommt es auch, daß Engelbert, mein Bruder stets

scherzhafter Weise behauptete: die Höninghaus hätten den Hohenzollern-Stamm auf Händen und am Herzen getragen! Unter Herzog Johann Wilhelm, dem Gemahl der Jakobea, war einer unsres Namens in der herzoglichen Kanzlei angestellt. Die zweite Gemahlin Wolfgang Wilhelms, die Prinzessin Catharina Charlotte, hatte meine Großtante: Gerharda Höninghaus zur ersten Kammerfrau erhalten, aber dieselbe verheirathete sich nach einjähriger Dienstzeit an einen Herrn von Zwenbrüggen aus Cöln, der sehr vermögend und ein hochangesehener Mann war. Deren Tochter Gerharda Regina von Zwenbrüggen verdankt sowohl mein Bruder, der Vogt, gleich wie auch ich unsere Anstellung im Dienste der erlauchten Herren aus Pfalz-Neuburg, der directen Nachkommen unserer alten Herzöge.

Kurfürst Johann Wilhelm sagte einmal scherzhafter Weise in meinem Beisein zu seiner Gemahlin, meiner durchlauchtesten Herrin, der Kurfürstin Maria Anna von Medicis: les Höninghausen étaient toujours du dernier bien avec nos ancêtres!

Aber wo führen mich heute meine Plaudereien wieder hin? Wahrhaftig, ich bin ganz müde und matt von allem Sprechen; der Kopf ist mir schwer und der Körper will zur Ruhe. Ach! es ist nur zu wahr, was

der heilige Augustin sagt: „Der Leib ist gleichsam der Esel, auf dem der Wanderer reitet.“ Gehe daher in Gottes Namen in dein Pensionat zurück; aber vergiß das Manuscript nicht und gieb mir auch einen Abschiedskuß, denn wer weiß, ob ich nächsten Sonntag noch am Leben bin und ob mich unser lieber Herrgott nicht einmal über Nacht abholt.

Die Großmutter that wie ihr geheißen, beugte sich über die alte Frau hin, drückte leise einen Kuß auf ihre Lippen und begab sich, von Sybille, die einen schweren Armleuchter mit Wachskerzen trug, begleitet die Treppe hinab. Unten wartete schon der bald siebzigjährige, getreue Jacob, der Pensionatsdiener, eine große Laterne an der Hand, mit welcher er der ehrsamen Jungfer Schritt vor Schritt vorleuchtete, bis sie zu dem Hause der Demoiselles Klein gelangten.

Anderen Tages in der Freistunde öffnete die Großmutter neugierig das Manuscript und las: Ihr habet mich oft gebeten, liebe und werthe Jungfer Höninghausin, euch über die letzte Lebenszeit der holdseligen Herzogin Magdalena und über ihren Tod einigen Bericht zu geben. Ich habe dies immer vermieden und hinausgeschoben, weil die Erinnerungen an die erhabene Fürstin, meine gnädigste Herrin, mich stets mit Wehmuth und Schmerz erfüllen und alte Wunden aufreißen.

Sechszig und mehr Jahre sind seit ihrem Tode über meinem Haupte dahin gezogen und noch steht das Bild der liebreizenden Prinzessin, der edlen deutschen Frau und Mutter, so vor meiner Seele, als ob ich gestern mit ihr gesprochen; ihre süße Stimme tönt melodisch in mein Ohr; ihr Mund spricht Worte der Liebe, flüstert Gebete oder haucht Segensworte.

Doch höret jetzt, was sich seit den Jahren 1625 und 1626 begeben:

Der dreißigjährige Krieg tobte, wie ihr wißt, zu der Zeit schon über ganz Deutschland und brachte dem erlauchten Bruder meiner Fürstin, so wie auch unserm gnädigsten Herzoge manches Unangenehme. Dazu trat noch, daß bei der unruhigen Zeit fast aller Verkehr zwischen den deutschen Höfen aufhörte und man sehr selten irgend einen der andern großen Herren bei sich sah. Von gegenseitigen freundschaftlichen Besuchen war gar nicht mehr die Rede. Man lebte in Düsseldorf jahrelang in größter Einsamkeit, wozu eine gewisse, wenn auch vorübergehende Spannung zwischen dem Herzog und den Landständen, noch das Ihrige beitrug. Trotz alledem fühlte ich mich sehr glücklich, denn ich war ja in der Nähe meiner angebeteten Fürstin, ich lebte in ihrem Familienkreise, mit ihrem geistvollen, tugend-

haften, frommen Gemahle, mit ihrem lebhaften, herzlieben Sohne zusammen.

Die Tage vergingen rasch unter ernsten Gesprächen und Studien. Magdalena ertheilte ihrem Sohne selbst Unterricht in der italienischen Sprache, indem sie ihm Alles um sich zeigte und benannte und dann das geistvolle Kind examinirte, wie Alles heiße. Ich sprach mit ihm französisch. Benona Schilderer lernte ihn „altboarisch" reden. Drei weibliche Sprachmeister, die gewiß nicht zu verachten waren. In der Religion ertheilte ihm der Scholaster Gottfriedus Breden, ein sehr frommer stiller Mann, den ersten Unterricht. Da er zur Musik sehr viel Anlage zu haben schien, so zeigte ihm Herzog Wolfgang die ersten Griffe auf der Laute, die er aber natürlich noch nicht zu fassen vermochte, aber mit den kleinen Händchen ganz muthvoll in die Seiten hineinfuhr. Seit der Wallfahrt zum heiligen Arnold hatte sich die Stimme des kleinen Pfalzgrafen wesentlich verbessert. Er versuchte sogar in der Orangerie, dem Schloßgarten, wo der Herzog und die Herzogin im Sommer fast jeden Abend verweilten, die italienischen Lieder, welche sein Vater sang mit seinem Silberstimmchen nachzuahmen, was ihm auch nicht übel gelang.

Das war eine Zeit der Seligkeit, des Glückes und

des häuslichen Friedens. Der Sommer 1626 verging uns wie ein süßer Traum.

Allabendlich saßen wir im Schloßgarten unter der hohen Linde, welche ihre Zweige über die Fluthen des rauschenden Stromes streckte. Die Herzogin Magdalena stickte und ich that dasselbe. Der Herzog spielte die Laute, oder las uns vor. Der kleine Pfalzgraf tummelte sich mit zwei oder drei Pagen, die etwas älter waren wie er, auf dem Rasen herum.

Dieses häusliche Glück wurde nur zuweilen durch unangenehme Nachrichten von „der andern Seite" getrübt, wo im Jül'cher Land Spanier und Holländer sich bekämpften und unsres Herzogs arme Unterthanen brandschatzten. Auch aus Bayern kamen zuweilen ähnliche Berichte und Herzog Wolfgang Wilhelm sah sich im Winter 1626—27 plötzlich veranlaßt, in seine Neuburg'schen Lande abzureisen, weil Freund und Feind dieselben bedrohten.

Wir verbrachten den Rest des Winters sehr stille und erst als der Herzog im Mai 1627 von Neuburg zurückkehrte, begann ein regeres Leben. Aber auch dies beschränkte sich nur auf das süße häusliche Glück im Sommer und einen kurzen Landaufenthalt mit dem ganzen Hofe im Herbste in Schloß Benrath. Dort hatte ich das Unglück an dem Tage vor der Rückkehr

nach Düsseldorf einen schweren Fall im Garten zu thun und mich an der Stirne und an der rechten Hand zu verletzen. Die Herzogin Magdalena war außer sich darüber und schrieb noch an demselben Tage an ihrem Arzt in Cöln, damit er eiligst nach Düsseldorf komme, um mich zu behandeln und zu pflegen.*)

Ich mußte beinahe drei Wochen das Bette hüten und als ich zuerst wieder aufstand, war ich so schwach, daß ich nach abermals acht Tagen noch nicht weiter wie bis zum Wohngemache meiner erlauchtesten Herrin gehen konnte. Nachdem ich kaum wieder aufgestanden, legte sich der kleine Pfalzgraf Philipp Wilhelm hin und klagte über heftige Kopfschmerzen. Bald durchrüttelte Fieber seinen armen Körper und in zwei Tagen war er besinnungslos. Die Aerzte erklärten dem Herzog, daß er eine Gehirnentzündung habe und fürchteten sehr für sein Leben. Wolfgang Wilhelm war gefaßt, aber Magdalena war außer sich, als sie das Gefährliche der Krankheit vernahm. Sie wußte, daß

*) Der als tüchtiger Kenner und fleißiger Sammler bergischer Alterthümer und Merkwürdigkeiten bekannte Herr Carl Wilhelm Guntrum in Düsseldorf, besitzt zwei Originalbriefe der Herzogin Magdalena an ihren Arzt in Cöln, in Betreff eines kranken Hofdieners. Dieselben geben ein rührendes Zeugniß des erhabenen Gemüthes der holden und gnadenreichen bayerischen Fürstentochter. A. d. V.

sie nicht ohne ihren Liebling leben konnte! Aus Gram und Sorge bekam sie ihre alten Brustkämpfe wieder und von nun an fast täglich, fiel aber nach der Krisis stets in einen sanften beruhigenden Schlaf. Aus einem solchen sich erhebend, that sie am 25. September 1627 ein Gelübde, daß sie, im Fall Gott ihren Sohn, den Pfalzgrafen Philipp Wilhelm, noch am Leben erhalte, Gott und der heiligen Mutter zu Ehren eine Wallfahrt nach Alten-Oetting machen wolle, sich selbst auch binnen Jahresfrist als Opfer ihres Sohnes statt seiner anbiete.

Sonderbarer Weise, besserte es sich kurz nach diesem Gelübde, mit der Gesundheit des kleinen Herrn so sehr, daß derselbe bald außer Lebensgefahr und im October wieder so gesund war, daß er einen ganzen Teller voll Trauben aus einem Korbe verzehren konnte, welche ihm „Tante Pfalzgräfin von Zweibrücken" zum Geschenk gesendet hatte.

Die Herzogin Magdalena war hingegen den Winter von 1627 auf 28 sehr leidend und nur auf Augenblicke im Stande das Bette zu verlassen. Als aber das Frühjahr nahte, befestigte sich ihre Gesundheit mit einem Male so, daß sie scheinbar wieder ganz rüstig wurde. Da sprach sie und Thränen standen in

ihren großen blauen Augen: „Ihr sehet, der Herr will mich an mein Gelübde mahnen!"

Die Reise nach Alt-Oetting wurde denn auch beschlossen und Ende Mai angetreten. Dieselbe ging in drei Kutschen vor sich. In der ersten befand sich die Herzogin und meine Wenigkeit; in der zweiten saß der kleine Pfalzgraf, sein Erzieher und Goswin von Spiering, der Bruder des schon mehrfach gedachten Franz. Derselbe war herzoglicher Kämmerer und Gouverneur von Neuburg und eigends von dort vom Herzoge nach Düsseldorf beschieden worden, um seine erlauchte Gemahlin nach Alten-Oetting und dann nach Neuburg, wo sie einige Zeit verweilen wollte, zu begleiten. Franz von Spiering war um eben diese Zeit wiederum im Haag um zu veranlassen, daß die holländischen Truppen sich entfernen möchten und um durch Vermittlung der Generalstaaten und des Prinzen Friedrich Heinrich eine Verlängerung des zwischen Pfalzneuburg und Brandenburg abgeschlossenen provisorischen Vertrags zu erlangen.*)

*) Derselbe kam denn auch 6. März 1629 zu Düsseldorf auf die Basis der früher gethätigten Uebereinkunft zu Stande und ihm zu Folge sollten die Länder wie bisher noch 25 Jahre auch ferner verwaltet werden, wenn nicht durch freundschaftliche Uebereinkunft eine frühere Ausgleichung statt fände. A. d. V.

Der Abschied des Herzogs Wolfgang von der Herzogin Magdalena war herzzerreißend. Die arme Frau blieb, von dunkler Ahnung getrieben, wohl eine Viertelstunde an seine Schultern gelehnt auf der Treppe neben ihm stehen und brach dann plötzlich vor dem versammelten Hofe in lautes Schluchzen aus. Wir fürchteten, daß sie ihren gewöhnlichen Brustkrampf bekäme, aber dies geschah, Gott sei Dank, nicht. Die Hofleute und die Dienerschaft drängten sich um sie, um ihre Hand zum Abschiede zu küssen. Alle, jung und alt, was zum Hofe gehörte, Hofherren, Damen, Kammerdiener, Köche, waren mit Kind und Kindeskind zugegen und weinten laut. Zuletzt sank die ganze Versammlung auf die Kniee vor der scheidenden Herzogin. Der Dechant Wilhelm Bont aber, der auch zugegen war, hob die Hände wie zum Segen gegen den Herzog und die Herzogin und über die Menge auf. Wir trugen Magdalena, die halb ohnmächtig war, in den Wagen, hoben sie hinein und fort ging es nach Cöln und von dort der Pfalz und Altbayern zu. Ach, die erhabene Fürstin sollte ihr geliebtes Düsseldorf nie wiedersehen!

Wir machten die Fahrt in kleinen Tagereisen, und verweilten um auszuruhen einige Tage in Nürnberg und Regensburg, überall uns den officiellen Empfang

verbittend. Wo wir hinkamen, gewahrten wir die Spuren oder die Folgen des schrecklichen Krieges, der damals Deutschland verwüstete. Aber wir erreichten, dem Himmel sei gelobt, ungefährdet und wohl und munter Passau und gelangten von da alsobald nach dem mehrere Meilen seitwärts nach Landshut und München zu liegendem Wallfahrtsorte.

Zwischen Saatfeldern und unter Fruchtbäumen steigt etwa eine Stunde vom Inn in ebener Fläche das Städtchen Alten-Oetting empor. Seine heilige Kapelle und die hohe gothische Stiftskirche überragen den stillen friedlichen Ort, welchen sich die Mutter unseres Herrn schon vor Jahrhunderten zum Lieblingssitze erkoren. Der fränkische Mönch Hrodbert, auch Rupert genannt, verkündete um das Jahr 696 in diesen Gauen dem Herzoge Theodo II. von Bayern das Wort Gottes und dieser hohe Herr mit seiner Familie, so wie viele Edlen und viel Volk längst der Donau, des Inn's und der Salzach, nahmen das Christenthum an.

Der heilige Rupert war es auch, der den heidnischen, den sieben Planeten gewidmeten Tempel in Oetting, oder Otto's Stadt, zur Ehre der Jungfrau Maria einweihte und ihr Bild darin aufstellte. Die Bauart der heiligen Kapelle mit sieben runden, oben gewölbten Vertiefungen — als Sinnbild der sieben Planeten — spricht

für diese Tradition. Wenn sich auch die Zeitangabe, wo sie gebaut wurde, nicht mit Bestimmtheit angeben läßt, so ist sie jedenfalls uralt.

Unter der Regierung der Agilolfinger war Oetting im blühenden Zustande und ein unmittelbares Kammergut der Herzöge. Da rief Kaiser Arnulph um 892 zur Bekämpfung des Herzogs Zwentibold in Mähren und Böhmen, die Matscharen und Ungarn nach Deutschland. Sie brachen in mächtigen Strömen durch Moravien über die Ens in Bayern herein. Am 17. Juli 907 verlor der heldenmüthige Markgraf Luitpold, der Bayern Herzog und der Stammvater der erlauchtesten Wittelsbacher, an der Ensburg nach einem dreitägigen Schlachten Sieg und Leben. Von der Ens bis zum Lech verbreitete sich Schrecken und Jammer. Eine Unzahl von Städten, Dörfern und Klöstern gingen in Flammen auf. Auch Alten-Oetting ward verwüstet und niedergebrannt: die heilige Kapelle und das der Verehrung Mariä geweihte Bild allein blieben verschont.

Doch schon im Jahre 912 vernichtete Luitpolds Sohn, Herzog Arnulph, die Barbaren, bei ihrer Rückkehr von dem Raube aus Schwaben, ohnweit von Oetting, indem sie theils in den Innstrom getrieben, theils erschlagen wurden. Die Gegend dieser Schlacht heißt noch heute das Mordfeld.

Unter den spätern Herzogen aus Wittelsbach'schem Stamme ward die Wallfahrt nach Alten-Oetting zur heiligen Kapelle wieder sehr bedeutend. Aus dem ganzen Bayerlande, ja weit und breit aus ganz Deutschland kamen die Pilger und Pilgerinnen um sich dorten Rath und Trost zu holen.

Unter Herzog Ludwig I. steigerte sich der Zudrang zur Wallfahrtskapelle immer mehr, so wie auch damit das Bedürfniß einer größeren Anzahl Wallfahrtspriester und größerer Kirchenräume. Der Herzog erbaute daher 1228 zu Ehren der heiligen Apostel Philipp und Jakob neben der heiligen Kapelle eine neue Kirche, errichtete 1231 ein Collegiatstift und half somit dem Mangel an Priestern ab.

Als am 28. September 1322 Kaiser Ludwig der Bayer seinen Gegner Friedrich von Oestreich bei Ampfing bezwungen hatte, führte er sein Heer in die Umgegend von Alten-Oetting, dankte selbst der ewigen Mutter Gottes für den Sieg und zog von da nach Landshut und Regensburg. Die späteren Herzöge und Kurfürsten von Bayern schätzten alle die Wallfahrt nach dem Gnadenorte und begabten die heilige Kapelle mit reichen Geschenken.

Es giebt nichts Rührendes, als eine Wallfahrt nach Alten-Oetting. Hier sieht man von allen Seiten fried-

liche Waller in verschiedenenen Trachten und Gruppen, theils laut betend und theils singend zusammenströmen, ganz erweicht und zerknirscht voll des innigsten Vertrauens zur Mutter des Herrn. Schon von ferne oder doch wenn sie an der Kapelle anlangen, tönet von tausend Lippen der uralte Spruch, den die Wallfahrer seit Jahrhunderten bei ihrer Ankunft vor der heiligen Kapelle abzusingen pflegen:

Grüß dich Gott zu tausendmal,
Allhier in deinem Gnadensaal,
Schönste Mutter Jesu!

Mit tiefem Ernste und ganz besonderem Stillschweigen betreten sie jedoch bald die in sanfte Dämmerung gehüllte Vorhalle des kleinen Kirchleins. Viele auch fallen bei ihrer Ankunft vor demselben auf die Knie und begrüßen betend und singend das Heiligthum.

Die heilige Kapelle steht auf einem freien geräumigen Platze, einem ländlichen Vierecke, beinahe in der Mitte von Alten-Oetting. In den kleinen Raum des Kirchleins, welches nur etwa zwanzig Schuh hoch und zwanzig Schuh breit ist, bringt durch sechs kleine Fenster spärlich das Tageslicht. Eine Vorhalle oder Langhaus von sechsunddreißig Schuh Länge und zweiundzwanzig Schuh Breite ist an die Kapelle angebaut; ein bedeckter Gang, welcher als Warte für die Wallfahrer dient, zieht sich rings um das Langhaus und die Kapelle.

Das Innere derselben ist von der Zeit dunkel gebräunt. Aus mehreren Lampen ergießt sich der Schimmer auf das geheiligte Bild, welches sich auf einem silbernen Altar in einem Tabernakel hinter einer Glastafel befindet. Ueber dem Altar ist ein aus Silber gefertigter, kostbarer Thronhimmel ausgebreitet, der im Jahre 1518 vollendet wurde und die heiligste Dreieinigkeit vorstellt. An den Seiten des Altars sind zwei Glasschränke mit Votiven aus Gold und Silber.

Das Bild der Mutter Gottes und ihres Knaben ist aus Holz geschnitzt. Angesicht und Hände desselben haben durch hohes Alterthum eine schwärzliche Farbe angenommen. Maria ist mit einem rothen, goldumsäumten Rocke angethan; um ihre Schultern fällt ein weißer, durch eine Spange auf der Brust zusammengehaltener Mantel; auf dem Haupte trägt sie einen rothen mit einem Rautenkranz umflochtenen Fürstenhut.

Die Mutter hält auf dem rechten Arme das Kind Jesus, in der Linken einen in eine Lilie endenden mit vielen Edelsteinen gezierten Scepter. Das göttliche Kind trägt in der Rechten eine blaue Kugel als Sinnbild des Erlösers. Ueber der Brust des Kindes und der Jungfrau hängt in der Gestalt eines Skapuliers ein Schmuck aus Diamanten, Sapphiren und Perlen.

Vor diesem heiligen Bilde warf sich die fromme

Herzogin Magdalena zur Erde und — eingedenk ihres Gelübdes — dankte sie der Mutter Jesu zuvörderst, daß sie ihre Bitte erhört und ihren geliebten Sohn habe wieder gesunden lassen. Dann opferte sie ihr einen in Silber gearbeiteten vergoldeten mit Sapphiren und Rubinen besetzten Scepter und eine kleine, goldene reich mit Perlen und Edelsteinen besetzte Krone, welche sie schon unlängst in Düsseldorf hatte anfertigen lassen, und verweilte schließlich mit ihrem Sohne und dem ganzen Gefolge noch an zwei Stunden im inbrünstigsten Gebete in dem Kirchlein.

Nachdem die hohe Frau sich sodann mit dem Pfalzgrafen in ihre Gemächer, welche man ihr ehrfurchtsvoll im Collegiatstift eingeräumt hatte, zurück gezogen hatte, machte mir der Kämmerer Goswin von Spiering den Vorschlag, den Schatz der heiligen Kapelle anzusehen, der in der Stiftskirche aufbewahrt wird. Wir nahmen noch Benona Schilderer, die getreue Magd und Silberbeschließerin, so wie einen Pagen mit, und sahen nun all' die reichen und kostbaren Sachen aus Silber, Gold und Edelsteinen, welche der fromme Glaube seit Jahrhunderten dort aufgethürmt hat.

In dem Schatze befindet sich unter Anderem ein ausgezeichnetes Kunstwerk, ein Kleinod, welches Ludwig der Bärtige im Jahre 1413 aus Frankreich mitge-

bracht hat. Auf einem Postamente von drei Absätzen sitzt Maria mit dem Kinde; unter ihr knieen die Heiligen: Johannes der Täufer und Johannes der Evangelist. Ein Laubwerk von Diamanten, Sapphiren und Perlen verschlingt sich zu einem Bogen. Auf dem zweiten Absatze kniet König Karl VI. von Frankreich; gegenüber sein Waffenträger mit dem königlichen Helm. Unterhalb hält ein Schildknappe ein gesatteltes Pferd.

Das Ganze ist aus arabischem Dukatengolde und verdient mit Recht zu den Meisterstücken ciselirter Arbeiten gezählt zu werden. Die edle Zeichnung, der Liebreiz in den Gesichtern der Figuren, spricht von des unbekannten Meisters geistiger Auffassung und künstlerischer Fertigkeit. Dieses kunstvolle Werk ist unter dem Namen „das goldene Rößlein" bekannt.

Ferner sahen wir daselbst ein Cruzifix, welches der große Feldherr der katholischen Liga, Johann Tzerklas Graf von Tilly, von der Infantin Isabella Clara Eugenia zum Geschenk erhalten und vor Kurzem hierher gestiftet hatte. Dasselbe war aus Schildkrötenschale, Ebenholz und Elfenbein zusammengefügt, mit Gold und Silber eingelegt und reich mit Perlen Diamanten und andern edlen Steinen besetzt. Wir erfuhren zu gleicher Zeit, daß Tilly sich bereits im Jahre 1624 seine Begräbnißstätte in der heiligen Ka-

pelle auserwählt habe.*) Außerdem sahen wir noch eine Menge anderer Kostbarkeiten, welche zu beschreiben viel zu weitläufig sein würde.

Anderen Tages in der Frühe hörte die Herzogin Magdalena mit ihrem Gefolge noch eine stille Messe in der heiligen Kapelle, dankte noch einmal der gnadenreichen Muttergottes für ihre Fürsprache und Hülfe und empfahl ihr schließlich für alle Zeiten ihren vielgeliebten Sohn, den Pfalzgrafen Philipp Wilhelm, von dem zu scheiden sie nun wohl bald berufen würde.

Wir begaben uns nun auf die Reise nach Neuburg und gelangten am 26. Juni dortselbst unter dem Jubel der Bevölkerung an, bezogen dann Anfangs Juli das Schloß zu Grünau und verweilten dort beinahe zwei Monate. Die herrliche Lage des Schlosses, die gesunde Luft daselbst, that meiner erlauchten Fürstin sehr

---

*) Er fand jedoch seine Ruhestätte nur in der Sankt Peter Kapelle der Stiftskirche zu Alten-Oetting, nachdem die Familie der Kemnater von Ach, deren Gruft daselbst gewesen ist, ausgestorben war. — Als ich mich vor einigen Jahren in Alten-Oetting befand, ging ich auch zur Tilly-Kapelle und stieg die wenigen Stufen zur Gruft hinab, wo der bleierne, halb offene mit einer Glasplatte bedeckte Sarg des Feldherrn steht. Man erblickt beim flackernden Scheine von Wachskerzen, die der Führer anzündet, die obere Hälfte der Gestalt und den „energischen Schädel" des großen Kriegers und gewahrt deutlich noch die Reste seines Schnurr- und Spitzbartes. A. d. V.

wohl und sie erholte sich sichtbarlich. Der Brustkrampf kehrte nur äußerst selten wieder und ging rasch und ohne bösen Folgen vorüber.

Die Rosen auf den Wangen der holdseligen Fürstin kehrten zurück, und sie sah besser aus und war auch heiterer, wie seit Jahren. Besonders beglückte es sie, daß ihr geliebter Sohn jetzt so gesund und kräftig war. Er tummelte sich mit den Pagen im Garten auf dem Rasen umher, bestieg muthvoll zuweilen schon ein kleines Roß, welches ihm Herr von Spiering übersendet hatte, und nahm sichtbarlichst stets an Kraft und heiterer Laune zu. Die Nachrichten von Düsseldorf waren überdies befriedigend, und Herzog Wolfgang Wilhelm meinte Ende October selbst in Neuburg eintreffen zu können.

Eines Tages jedoch, ich glaube es war am 24. August 1628, ließ mich die Herzogin Magdalena in aller Frühe zu sich bescheiden. Sie hatte in der Nacht einen heftigen Anfall ihres Brustkrampfes gehabt und sah höchst bleich und elend aus. Als ich eintrat, richtete sie sich im Bette mühsam empor, hieß Josepha Pfistermayerin, die Kammermagd, heraus gehen, und hob mit schwacher Stimme also an:

Liebe Odilia, es ist nun fast ein Jahr, daß ich mich unserm lieben Herrgott als Opfer für meinen

theuren Sohn, des Pfalzgrafen Philipp Wilhelm Gnaden, demüthiglichst angeboten. Ich fühle, daß der Herr mein Opfer genehmigt hat; es wird nicht lange mehr mit mir dauern. Wir wollen nach Neuburg zurückkehren und ich will dort in Ruhe zu einer bessern Welt heimgehen. Aber es ist auch hier schön und gut sein, und es giebt edle treue Seelen in unsern deutschen Landen. Bei diesen Worten drückte sie inniglichst meine Hand, während ich die ihrige mit Thränen und Küssen bedeckte.

Andern Tages erhob sich die Frau Herzogin Magdalena von Pfalz-Neuburg, Herzogin in Jülich und Berg u. s. w. u. s. w., meine durchlauchtigste Herrin, zum letzten Mal 'gen Neuburg. Dort angekommen nahm ihr Brustübel bald den Charakter einer Abzehrungskrankheit an. Sie wurde von Tag zu Tag schwächer und hinfälliger, aber wir vermutheten durchaus nicht, daß ihr Tod alsobald bevorstände und berichteten daher nach Düsseldorf immer in einer Weise, die den Herzog Wolfgang über das Befinden seiner Gemahlin beruhigen mußte.

Magdalena selbst täuschte sich nicht, über ihren Zustand und sagte mir mehr wie einmal: „Es geht zu Ende mit mir, wenn das Jahr herum ist!"

Den Tod vorhersehend, ordnete sie sodann ihre

Papiere und stellte mit größter Mühe noch selbsteigenhändig ihren letzten Willen auf, in welchem sie vorsorglich ihre Dienerschaft mit besonderen Gnadengeschenken und Pensionen bedachte, auch rührende Abschiedsworte an ihren erlauchten Gemahl, an den Pfalzgrafen und an uns Alle richtete.

Am dreiundzwanzigsten September wurde sie so schwach, daß sie zu beichten begehrte, die Absolution empfing und dann Abends die letzte Oelung erhalten mußte. Bald nachher verließ sie zeitweise die Besinnung, worauf sie später jedoch in einen erquickenden, todtenähnlichen Schlummer fiel, welcher bis am vierundzwanzigsten gegen Nachmittag andauerte. Als sie erwachte fühlte sie sich wunderbar gestärkt, täuschte sich jedoch nicht über ihren Zustand und ließ nun ihren Sohn zu sich rufen, um ihm „ihr letztes Wort zu sagen."

Sie betete sodann mit ihm allein fast die halbe Nacht, gab ihm alle möglichen Ermahnungen und schlief schließlich ein, indem sie ihre Hand in der Hand des jungen Herrn ließ, der ohne ein Auge zuzuthun am Bette der Mutter saß.

In der Frühe um vier Uhr erwachte sie, aber es war kein klares Erwachen, kein reines Bewußtsein, welches zurückkehrte. Erst nach und nach klärten sich ihre Sinne; sie erkannte ihren Sohn und den gesammten

Hofstaat, welcher sich um sie gesammelt hatte und vor ihrem Bette auf den Knieen lag. Wie segnend streckte sie die Hand über uns, ergriff dann des Pfalzgrafen Rechte und sprach: „Ich sehe eine stolze Krone über deinem Haupte mein geliebtes Kind; sie wird dir zu Theil werden, aber bleibe fromm und gut, dann wirst du auch einst dort — die ewige Krone erlangen!"

Mit diesen Worten sank sie in die Kissen zurück und war nicht mehr. Der junge Herr aber warf sich über den Körper der geliebten Mutter und jammerte und weinte. Erst auf seines Beichtvaters fromme Ermahnung faßte er sich und schritt mit wankenden Schritten zu seinen Gemächern.

Anderen Tages schmückten wir die todte Gestalt der holdseligen Herzogin Magdalena mit ihren besten Gewändern zum Paradebette aus. Ein Kleid von rosa Atlas umhüllte ihren Leib, Perlen und die Herzogskrone zierten ihr goldiges Haar und ein goldener Scepter ruhte in ihrer schneeweißen Hand. Ihr kleines Gesichtchen war im Tode gänzlich ruhig, unverzerrt und sanft geröthet. Sie lag da, wie eine Heilige!

Die Bewohner von Neuburg und das Volk der Umgegend strömte in Masse herbei, um die angebetete Fürstin noch einmal zu sehen, und manches Gebet, manches fromme Wort ertönte an ihrem Sarge. Nie-

mand aber schrieb ihr eine schönere und wahrhaftigere Grabschrift, als der Jesuit Theodor Ray, welcher also von ihr redet:

Sunt Genus, et Virtus, Ars, Mors Tua gloria: de Te
Nemo malum verbum, qui loqueretur, erat.

Dies aber heißt in deutscher Sprache:

Abkunft, Tugend und Kunst, der Tod selbst dient Dir zum Ruhme;
Niemand mochte von Dir reden ein tadelndes Wort.

Inhalt des zweiten Bandes.

Druck von G. Bernstein in Berlin, Mauerstr. 53.

Scharff-Scharffenstein, Hermann von

Denkwürdigkeiten eines Royalisten

Bd.: 2

Berlin (1859)